

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338938](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338938)

Der Schneider in Pensa



in rechtschaffener Kalendermacher, zum Beispiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nämlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige Vorsehung für die Hilfe sorgt, noch ehe die Not da ist, und daß er kundmache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen. Der Schneider von Pensa,

was ist das für ein Männlein! Sechszwanzig Gesellen auf dem Brett, jahraus, jahrein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher, heiterer Sinn, ein Gemüt treu und köstlich wie Gold und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahre 1812, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tage-reisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man von Europa aus hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weitergeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer gleichsam als eine fremde Ware aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen meliert, auch sechzehn rheinländische Herren Leser, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten, von Europa ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlechtgeheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden?“, oder: „Wann wird der Tod unsrem Elend ein Ende machen, und wer wird den letzten begraben?“, da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch wie ein Evangelium vom Himmel unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutschen da?“, und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmeier, gebürtig aus Bretten im Neckarreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahre 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinaus. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regiments-schneider engagieren und ritt mit ihnen in die

fremde russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom anderen verlangt, und hat auf dreißig Stunden Weges ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohltun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine schöne Freudenernte. Sooft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und: „Sind keine Deutschen da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen Gutes tun wollte, und liebte sie schon zum voraus ungesehenerweise. „Wenn sie nur so oder so ausfähen“, dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen, bis sie weitergeführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter sovielen geneigte Leser, auch Darmstädter und andere hineintief: „Sind keine Deutschen da?“ — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erstemal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten,

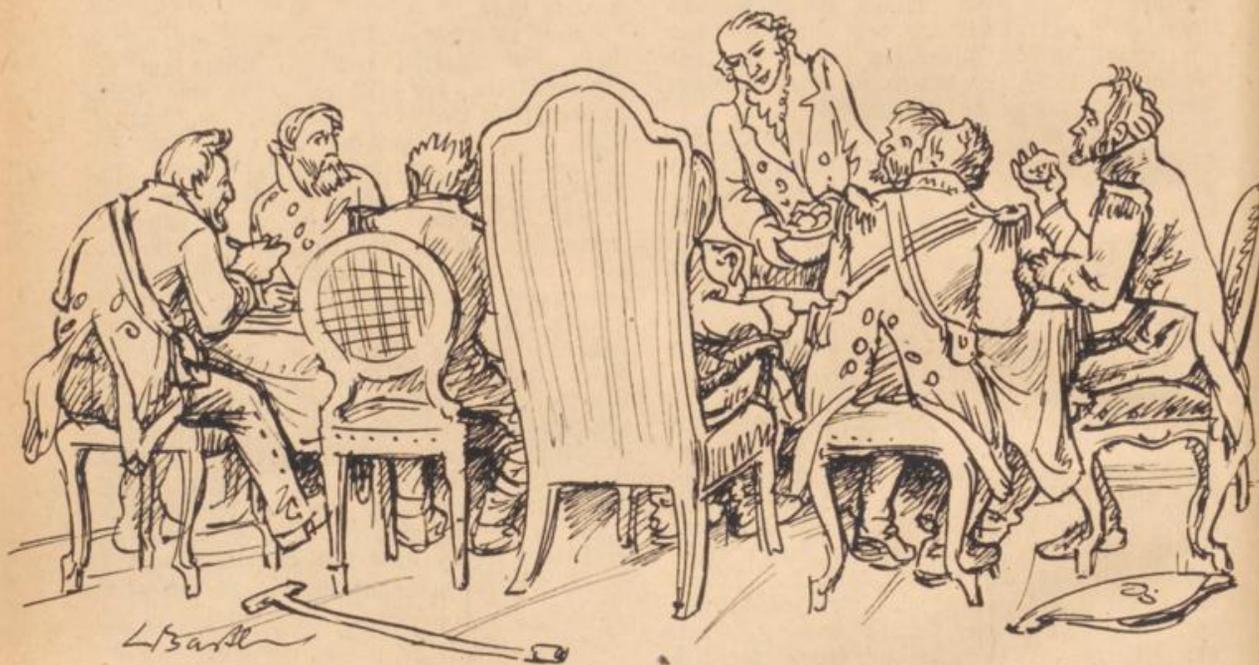


sondern das süße deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton — und als er hörte: „Deutsche genug“, und von jedem erfragte, woher er sei — er war mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen —, aber einer sagte: „Von Mannheim am Rheinstrom“, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte: „Von Bruchsal“, der dritte: „Von Heidelberg“, der vierte: „Von Gochsheim“, da zog es wie warmes, auflösendes Tauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten“, sagte das herrliche Gemüt, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Ägypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder“, und die Tränen der Freude, der Wehmut und der heiligen Heimatliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu

schnitten, und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausgestattet.

Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! Ein Kriegsgefangener bringt keine Münzen mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“

Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles, was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an!“ So kurz weg und ab, wie ein



sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine treuen Landsleute im Triumph in seine Wohnung, und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mal, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten durfte. „Anton“, sagte der Statthalter, „wann hab ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern.

„Herr Landsmann“, sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht's windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Duzend neue Hemden sorgen.“ — „Ihr braucht ein neues Röcklein“, sagte er zu einem andern, — „Eures kann noch gewendet werden und ausgebessert werden“, zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zuge-

Raiser oder König spricht, wenn, eingefasst in Würde, die Güte hervorblitzt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe häusliche Demut gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen.

Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. Gosehr sie zufrieden waren, sowenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tag von den Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern — er nannte

sie nur noch seine Kinder — mit Freudentränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war ihre erste Sorge, ihrem Wohltäter seine Auslagen zu vergüten.

„Kinder“, sagte er, „verbittert mir meine Freude nicht!“ — „Vater Egetmeier“, sagten sie, „tut unserm Herzen nicht wehe!“

Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch bestimmt, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gefellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung und zu dem bitteren Schmerz die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, solange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in den letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen, leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen“, sagten die rheinländischen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder, es ist Rat. Geld genug!“ — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ja will schon eine Unterkunft

finden“, sagte er, „wenn nur Ihr ohne Leid nach Deutschland kommt.“

„O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: „Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben.“ Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Komm, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“

Doch der Kauf wurde, zu großem Trost für die edlen Gefangenen, wieder rückgängig gemacht. Nichtdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem russischem Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Hausfreund nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Tränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystok in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

Das war das Gotteskind Franz Anton Egetmeier, Schneidermeister in Asien.

Johann Peter Hebel

Die Bauernheiligen

Georg Oberkofler

Sankt Leonhard, Florian, Isidor:
Auf Tafeln über dem Lennentor
Sind sie mit wilden Farben gemalt,
So flammend wie ihre Himmelsgeralt.
Es war eine kräftige Bauernfaust,
Vom Sturmwind Gottes überbraust.

Sie tauchte Florians Mantel rot,
Funkenflatternd in Feuersnot.
Sankt Leonhard ruft das Hausgetier.
Es steigt der Hengst, es brüllt der Stier.
Sankt Isidor kniet im Frühlingsbrand.
Es fährt der Pflug wie Sturm ins Land.

Sankt Florian hält getreue Wacht:
Bauernblut ist jäh entfacht.
Sankt Leonhard sammelt und zähmt die Kraft
Und segnet Jorn und Leidenschaft.
Sankt Isidor reißt das Erdreich ein
Und sät den Samen Gottes drein.

Ihr Heiligen voll Himmelsmut,
Beschirmet uns und Hab und Gut!
Euer Aug ist licht und fest die Hand,
Denn wir sind rauh wie unser Land.
Der Herrgott hat euch aufgestellt
zu Hilf und Trost für unsre Welt.



Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen

Ein Vorbild der Caritas



Edle Frauen haben in den Jahrhunderten immer wieder mit liebenden Herzen und helfenden Händen das Vermächtnis der heiligen Veronika weitergegeben als stille Tat edler Caritas.

Zu diesen Frauen gehörte auch die letzte Fürstin von Hohenzollern-Hechingen, Eugenie. Unter ihrer Marmorbüste am Kinderhaus in Hechingen, Hohenzollern, stehen die Worte: „Der Fürstin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen, Prinzessin von Leuchtenberg, der großen Wohltäterin, der edlen Mutter der Armen, Kranken und Kinder — Ihr dankbares Volk.“ Und Hechingen hat am 1. September 1947, an ihrem hundertsten Todestag, in Liebe und Dankbarkeit ihr Gedenken gefeiert.

Du wirst sie nicht kennen, hast wohl den Namen dieser in Hechingen fast wie eine Seliac verehrten Frau kaum gehört. So sollen diese Zeilen ihren stillen Ruhm etwas verkünden.

Eugenie stammte aus berühmtem Geschlecht. Ihr Vater war der Adoptivsohn des mächtigen Napoleon von Frankreich, des Vizekönig Eugen von Italien. Ihre Großmutter ist Josephine von Beauharnais, die Gattin Napoleons. Französisches Blut fließt in ihren Adern, gepaart mit deutschem. Denn ihre Mutter ist Louise von Bayern. Als sie am 23. Dezember 1808 — ein „Christkindle“ — in Mailand geboren wurde, ahnte das Prinzesschen nichts von den weltgeschichtlichen Beziehungen, die sich um ihre Wiege woben, nichts von dem Glanz und dem Ruhm der Verwandtschaft, nichts von den politischen Zeitläuften, die in diesen Jahren in Europa abrollten.

Um so mehr trug ihr Vater, den Goethe „einen der großen Charaktere nannte, die immer seltener werden“, die Last und Sorge der Zeit. Es war für ihn und seine Familie ein dunkler, schwerer Tag, als er mit seiner Königin und seinen vier Kindern

Italien verlassen mußte und bei seinem Schwiegervater, dem Kurfürsten und König Maximilian I. in München Zuflucht suchte. — Fortan lebte er als „Herzog von Leuchtenberg“ in München und Eichstätt. Sie blühte auf in „Bescheidenheit, Unschuld und Tugend, und der Adel ihrer Seele überstrahlte allen sie noch in München umgebenden Glanz“ (Egler).

Dort lernte sie den Erbprinz Konstantin von Hohenzollern-Hechingen kennen. Es war ein großes Fest der Freude für das Fürstentum, als er sie als Erbprinzessin 1826 in die kleine Residenz heimführte und das Paar im nahen Lindich-Waldschloß seinen Wohnsitz nahm. Bald äußerte sie allerdings den Wunsch, „mitten unter dem Volke zu wohnen“. So richtete Konstantin — Eugenie war 1833 auf einer Italienreise — im Fürstengarten die „Villa Eugenia“ ein, und fortan wohnte das Erbprinzenpaar mitten unter den Hechingern. Nur eine Sorge trug ihr edles Frauenherz: sie durfte ihrem Prinzen, der 1838 Fürst wurde, keine Kinder schenken.

So übertrugen sich all ihr mütterliches Sehnen und ihre Muttersorge auf alle in Stadt und Land. 1839 gründet sie ein Kinderhaus, und sechzig Kinder ziehen am 10. September ein. Wie ist sie damit dem Denken und Fühlen der Zeit um Jahrzehnte vorausgeeilt! Sie nimmt sich der Schulen im Fürstentum an. Arme Kinder erhalten Kleider, Schuhe, Wäsche und Barmittel. Die Kranken der Stadt besucht sie unermüdlich; in ihrem Wagen werden Wäsche und Lebensmittel mitgeführt. Zur Vermittlung von Lehrstellen gibt sie Geld; viele Studenten der Theologie erhalten Stipendien, ebenso talentierte Schüler. Für arme Brautpaare macht sie eine Stiftung. Für alte gebrechliche Leute wird das „Eugenienstift“ mit Schenkungen bedacht. Paramente für die Stiftskirche stiftet sie mit eigener Hand. Dem Krankenhaus gilt ihre besondere Fürsorge. Wo immer sie Not sieht, hilft ihr gutes Herz. Das größte Denkmal ihrer caritativen Hilfe ist ihr Testament: 273 000 Gulden werden zu wohltätigen Zwecken von ihr verteilt, für Stiftungen angelegt. Niemand ist vergessen, von den Kindern bis zu den Alten, den Kranken, Wöchnerinnen, Mädchen der „Industrieschule“, den Schulen und Kirchen. Alle Gemeinden des kleinen Fürstentums dürfen ihre Wohltätigkeit erfahren. Fast hundert Jahre lang bis zur Entwertung der Gelder durften Tausende kleine oder größere Hilfe der Fürstin erfahren. Sie war wirklich die „Mutter der Armen, die Trösterin im Unglück“ geworden.

Die Quelle dieser guten Gesinnung und Tat war ihre Frömmigkeit, ihr vorbildlich tugendhaftes Leben, ihre Nachfolge Christi, die sie auch in die bitteren Stunden des Leidens führte. Die Nähe des Tabernakels, die öftere heilige Kommunion, die religiöse Haltung — „einem Engel“ gleich — werden neben ihrem Frohsinn und ihrer Natürlichkeit von den Zeitgenossen gerühmt.

Der Heiland nahm sie mit auf den Kreuzweg. Schon 1844 begann sie zu kränkeln. Ein Lungenleiden setzte ein. 1846 sucht sie Heilung in Badenweiler und kehrt auch gut gekräftigt nach Hechingen

zurück. Es hält aber nicht lange an. Schwere Leidenswochen und Monate muß sie durchmachen. Am 1. Juni 1847 begibt sich die schwerkranke Frau noch einmal nach Badenweiler. — Die tödliche Krankheit verzehrt die letzten Kräfte. Sie fühlt es. „Oh, ich fürchte den Tod nicht“, sagt sie, „ich liebe die Schmerzen, denn sie führen mich meinem Ziele näher.“ Alle ihre vielen irdischen Pläne stellt sie zurück. Sie hat nur noch einen Wunsch: Nach Hechingen zu ihren Untertanen und dann heim zu Gott!

Schwierig wird die Heimfahrt von Badenweiler. Man macht in Freudenstadt Rast. Sie ahnt den Tod. Wohlversehen mit den heiligen Sakramenten nimmt sie Abschied von ihrem Mann und ihrer Begleitung. „Grüßt mir meine Hechinger!“ sagt sie; das Kreuz und den Rosenkranz in ihren abgemagerten Händen haltend, stirbt sie am 1. September 1847 in Freudenstadt.

Das ganze Fürstentum ist in größter Trauer, und als ihre Leiche zum Schloß fährt und dort

aufgebahrt wird, fließen Tränen der Dankbarkeit und der Liebe.

Am 4. September wird sie in der Fürstengruft unter dem Hochaltar der Stiftskirche beigesetzt.

Ihr Andenken aber lebt bis zum heutigen Tag in Hechingen. In Nöten und Anliegen beten viele zu Eugenie. Denn ihr Wort, das sie ihrem Testament beifügte am Schlusse, ist den Hechingern Fingerzeig zu pietätvoller Verehrung geworden. Dort schreibt die Fürstin: „Was ich in meinem Testament getan und festgesetzt habe, ist nur ein schwacher Beweis meiner Liebe zu meinen Landeskindern. Den letzten Beweis kann und werde ich ihnen erst dann geben, wenn ich im Himmel, wohin ich mit Gottes Hilfe zu kommen hoffe, Gott selbst bitten werde, er möge ihnen allen seinen besten Segen verleihen.“

Fürstin Eugenie ist die heilige Elisabeth von Hohenzollern genannt worden. Ja, sie ist eine Frau gewesen, deren Leben Gott und den Menschen geweiht war, ein Vorbild der Caritas für unsere Zeit.

Carl Baur

Der Brief



schönen guten Abend, Christian! Da komme ich wohl nicht ganz gelegen, du bist ja gerade am Brieffschreiben, wie ich merke.“

Jawohl, der Christian war am Brieffschreiben, als der Pfarrer beim Zunachten in die getäferte Stube trat, und

das Brieffschreiben fiel ihm nicht ganz leicht. Die schwielige Hand führte lieber den Pflug als die Feder, die man in der Stubenstille richtig krätkraken hörte. Der volle Grad der Schwierigkeit aber war an der Junge abzulesen, die, zwischen Zähne und Lippen gepfeft, ein kleines Zipselchen weit unterm Schnurrbart hervorguckte, als wollte auch sie wissen, was ihr Christian da zusammenschrieb.

Christian gab dem Pfarrer erst nach einer Weile den Gruß zurück, nicht aus Unhöflichkeit, beiseibe nicht, sondern weil er mit seinen Gedanken weit fort war und erst wieder zu sich selber kommen mußte. „Gottwillkommen, Herr Pfarrer!“ sagte er und wußte selber nicht, wo ihm auf einmal diese ungewöhnliche Grußform herkam.

Der Pfarrer merkte es, ging aber liebevoll auf den Gruß ein, indem er sprach: „So ist's recht, Christian, offenbar hat dir der liebe Gott selber beim Brieffschreiben über die Schulter geschaut, so ist's recht, sage ich, denn das Brieffschreiben ist gar nichts so Weltliches, wie man im Zeitalter der Schreibmaschinen und Frankaturapparate meinen könnte. Beim Schreiben muß allemal unser Herrgott dabei sein, sonst wird's kein richtiger Brief; sonst gibts nur ein 'Schreiben', ein herzloses und gottloses, über welchem dem andern das Fluchen in den Mund kommt. Drum mögen wir jene Briefumschläge nicht so gern, auf denen Amter als Absender stehen; denn die enthalten fast allemal nur 'Schreiben'.“

„Und was für Wische oft!“ pflichtete Christian bei, der heute früh erst so ein 'Schreiben' vom Finanzamt erhalten hatte, an das er gar nicht denken mochte — so kurz nach seiner Osterbeicht.

Der Pfarrer schmunzelte, als er's inward, und meinte nur: „Da hast du ja gleich den Unterschied zwischen einem Brief und einem Schreiben. Du selber hast wahrscheinlich — Dank sei Gott! — noch nie ein Schreiben 'losgelassen', denn die läßt man los wie schlimme Kettenhunde. Wenn du mal eine Feder in die Hand nimmst, dann um einen Brief abzusenden. Und was ist das für ein gutes Wort: 'senden'!“

„Ja, das spür sogar ich, Herr Pfarrer, und ich muß auch grad drandenken, wie unser Herr Jesus einmal gesagt hat: ‚Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch‘.“

„Ganz treffend, Christian, und da hast du auch schon eine Ahnung, daß mit der Sendung eine Verantwortung verbunden ist. Solche Verantwortung hat man auch, wenn man einen Brief schreibt und absendet. Ein guter Brief muß ja immer eine Frucht Wohlwollen, Trost und Hilfe mit sich führen. Ach Christian, wie haben wir kleine Studentlein im Konvikt bei der Postverteilung als auf einen Brief gewartet, fast mehr als auf den Brotlaib und auf





die Wurst im Waschkörblein! Ein Brief von der Mutter, seltener vom Vater, wehte einen ganzen Himmel voll Heimat daher, einen so süßen und seligen, daß uns manchmal die Tränen auf knitt-rige Papier tropften, und dann hat uns keiner ausgelacht, weil jeder wußte: So kann's — geb's Gott! — morgen auch bei mir sein."

"Ja ja, Herr Pfarrer, das war nicht einmal bei uns rauhbauzigen und drahtbärtigen Landfern anders, wenn die Feldpost kam. Da hat sich jeder still verdrückt mit seinem Glücksbrief; manchmal war's auch ein anderer, aber er war immer noch besser, als wenn man leer ausging. Wir hatten einen so armen Kameraden, der nie einen Brief bekam, von nirgendsher, von niemand. Da hab ich mich oft bis ins Herz hinein geschämt, wenn ich mit einem Brief von daheim an ihm vorbeimustete, und einmal hab ich ihm dann meine ganze Zigarettenration in die Hand gedrückt, nur damit er auch einmal eine Freude haben soll und einen Trost und eine Liebe."

"Christian, jetzt hast du das rechte Wort genannt: **L i e b e**. Lach jetzt nicht, wir sind ja keine so jungdummen Rälbchen mehr, lach also nicht, wenn ich jetzt in allem Ernst sage: Jeder rechte Brief muß ein Liebesbrief sein! Gell, du verstehst mich? Es braucht gar nichts drin zu stehen von pudigen Kosereien; das Papier braucht weder rosarot noch wohlriechend zu sein, keine durchpfeilten Herzle müssen drausgemalt sein — aber Liebe muß drin sein, echte wohlmeinende Liebe, sonst ist's gar kein rechter Brief. Und glaub mir, Christian, solche rechte Briefe werden heiß erwartet, von vielen, überall in der Welt, wo Menschenherzen warm und wahr schlagen. Ich hoffe doch, Christian, daß du jetzt gerade einen solchen echten Liebesbrief schreibst."

"Ich glaub schon, Herr Pfarrer, wenn jetzt auch mancher Esel drüber lachen tät, wenn ich sagen wollte: Ich schreib einen Liebesbrief. Mein Brief geht nämlich an meinen alten Knecht, der in der Klinik liegt und sein gebrochenes Schienbein heilt."

"Item, Christian, eben hast du mich verstanden. Auch so ein Knecht, so ein armer alter, treuer, verdient einen Liebesbrief und freut sich in der Seele drüber. Und übrigens bist du jetzt ganz nah an einem herrlich schönen Bibelwort — ganz heiß haben wir als Buben beim Suchspiel gesagt —, der heilige Paulus schreibt nämlich im dritten Kapitel, dem dritten Vers seines anderen Korintherbriefes das nie genug gelesene und überlegte Wort, über das wir meistens nur so hinwegstolpern: 'Ihr seid ein Brief Christi.'"

"Nein, wie schön, Herr Pfarrer! Das höre ich aber wahrhaftig auch zum erstenmal. Dürst' ich's noch einmal hören? Bitte!"

"Ihr seid ein Brief Christi."

"Ja, Herr Pfarrer, das ist ja... das bedeutet ja..."

"Das bedeutet, Christian: Du bist ein Brief Christi. Christus ist dein Absender (... so sende ich euch...), und deine Mitmenschen sind die Empfänger. Christus hat uns allen das Schönste an die Mitmenschen aufgetragen: die Liebe. Als Liebesbrief Christi sind wir zum Nächsten und zum Fernsten geschickt; aber wie kommen wir oft an! Wie wenn wir durch das Sieb einer häßlichen Zensur gelaufen wären! Diese Zensur — unsere eigene Bosheit — hat alle Liebe herausradiert aus dem Brief Christi, und dann kommen wir an — herzlos, seelenlos, lieblos oder, was noch schlimmer ist, versudelt mit Haß, Abneigung, Streit, Feindschaft, Rechthaberei und wie diese wüsten Krizeleien alle heißen. Und oft kommen wir überhaupt nicht an, sondern verlieren uns im großen Schlupfloch unserer Eigensucht. Und doch ist irgendwo ein Mensch, der auf uns wartet, so sehnsüchtig und so traurig wie dein Kamerad beim Barras, der nie einen Brief bekam. Einer wartet — und wir kommen nicht an."

Jetzt ließ Christian nachdenklich den Kopf hängen, sehr nachdenklich. Und seufzte. Und meinte: "Herr Pfarrer, wenn das so ist, warum sagt ihr Pfarrer es uns dann nicht so, so eindringlich, so bohrend, so tiefgehend, wie Sie's jetzt gerade mir gesagt haben? Das ist ja eine herrliche Predigt, und ich will sie gewiß nie mehr vergessen: 'Ihr seid ein Brief Christi.' — Herr Pfarrer, ich danke Ihnen auch schön, Sie, Sie... Doppelbrief Christi an den Christian!"

Und dann waren die beiden Männer ganz still wie sonst nur bei der Wandlung in der Kirche.

Albert Krautheimer

Sprichwörter

Schöpf nicht aus einer Lache, wenn du an einem Strom wohnst!

Wer die Wahrheit malt, dem reibt man die Farbe auf den Buckel.

Aus Gottes Wort mußt du keine Riemen schneiden, sie könnten dich leicht zu Tode geißeln.

Sagt Gott ja, so spricht die Schlange nein.

Betrübte Herzen sind Gefäße, in denen alle Getränke versauern.

Wer sein Herz erweitert, verengert seinen Mund.

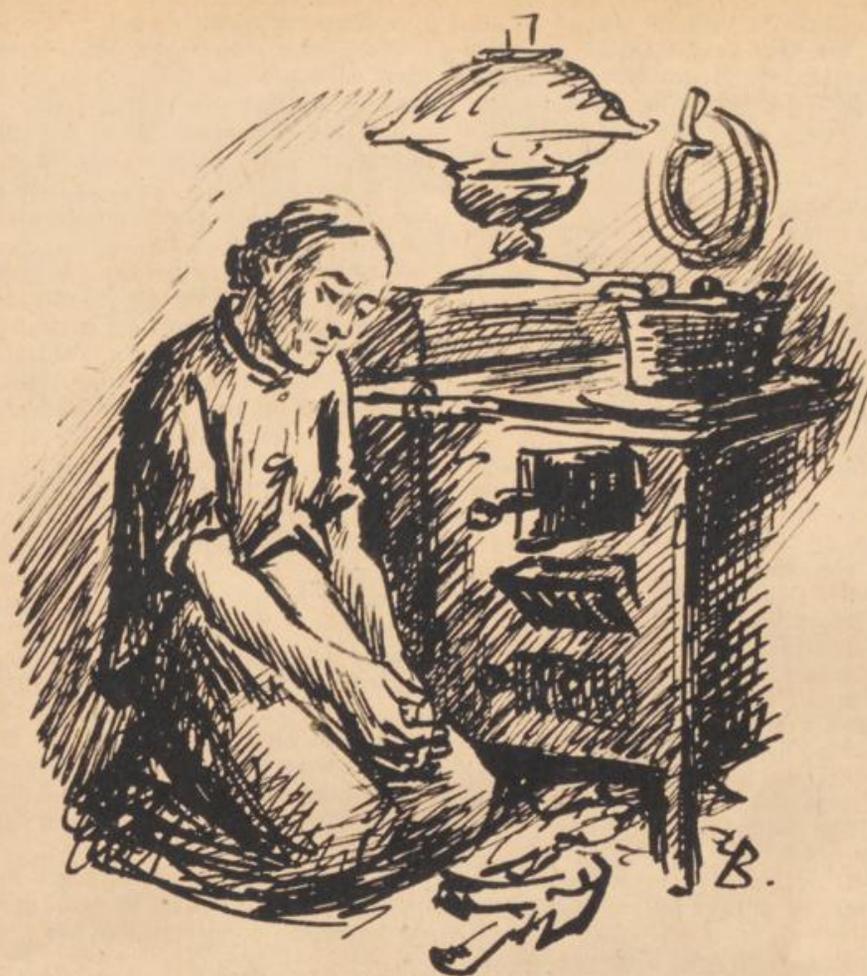
Ein unzüchtig Herz ist des Teufels Wannenbad.

Die Ehepakten liegen in des Himmels Akten.

Der Ehestand ist eine Prozession, wo immer das Kreuz vorangeht.

Kleine Kinder treten der Mutter auf die Kleider, große aufs Herz.

Besser Brot in Frieden als gebratene Zühner in Angst.



Das Bild der Mutter

Es war mit eine Lust, durch die kühle, sternenstille Herbstnacht zu wandern. Denn es ging ja heimzu, nach langem Fernsein in der Fremde, heim zu Vater und Mutter, zu Bruder und Schwester, zu allem lieben Gewese, seit Kindestagen gewohnt und vertraut.

Was mag sich alles gewandelt haben in der langen Weile, die ich wieder in der Welt draußen war?

Ein Lied vom Wandern und Wiedersehen sang mir durch die Seele, ein Lied ohne Worte, wie alles Herzerhebende, aber dafür um so tiefer und tönender. Denn die ganze Schöpfung, die einem zur Nacht so wundersam nahe ist und ans Herz greift, sang die Weise mit: sie silberte aus den Sternen, die da droben auf Reisen waren, sie schauerte aus den Wäldern, die sich im hochgemuten Wuchse am Himmelrande reckten, sie tropfte aus den Gräsern, die mir mit ihren Tauperlen die Wanderschuhe wie mit Freudenähren des Wiedersehens netzten.

Da stand ich auf dem Hügel, der mir die Heimat zeigte.

Wieder einmal...

Wie oft schon bin ich auf der nämlichen Stelle gestanden, das Herz voll leisem Jubel, wenn es heimwärts ging, oder voll unsäglicher Wehmut,

wenn der umflorte Scheideblick noch einmal das Bild der Heimat suchte.

Eratmend halte ich auf der Höhe vor der Heimat.

Da lugt das Dorf schon unbestimmt aus Schattengründen, und ein Licht bahnt sich den Weg durch Nebelschwaden und Dämmerungen zu meinem Heimwehhügel her.

Es ist ein Licht aus meinem Vaterhause und wandert von der Kammer in die Stube, wo es am Herde stillhält.

Und ich weiß: Da ist eine gute Mutter, deren Sorge um ihre Lieben schon wach ist und am Herde wirkt. Als erste im Dorf entfacht sie das Licht und den Herdbrand, noch bevor die Hähne den kommenden Tag beschreien.

Das Lied vom Wandern und vom Wiedersehen schwingt mir freudvoll durchs Herz: Mutter!

Schon stehe ich vor dem Hofstor und will mit dem Wanderstrecken daranpochen. Da fällt mein Blick durch einen Vorhangspalt im Stubensfenster auf das Bild der Mutter, wie sie, im Scheine der Lampe auf dem Herdgesims, vor dem Ofentürlein kniet und Feuer macht.

Ich sehe nichts als ihr gütiges Angesicht, vom milden Licht der Ampel umflossen, so daß es selbst wie ein Licht leuchtet. Ein Licht in der Finsternis.

Ich halte inne und schaue und schaue.
Die dunkle Stube da drinnen wächst mir zur Welt, und in das Lied vom Wandern und vom Wiedersehen, das mir im Herzen beim Anblick der Mutter schon stille war, mischt sich ein neuer Ton voll Süße und Hoheit: das Leuchten eines Mutterantlizes, das stille Schaffen verbämter Hände einer Mutter.

Meiner Mutter...

Wie ein Dieb stehe ich am Tor und kann mir nicht helfen: ich muß das Bild der Mutter in mich aufnehmen, so wie sie jetzt ist, da sie sich von niemand beobachtet wähnt und sich ganz so gibt, wie es ihr Mutterwesen will.

Voll schlagen die Herdflammen auf.

Das Feuer ist entfacht und prasselt lustig — oh, ich höre es deutlich in der Stille zwischen Nacht und Morgen...

Ich lehne mich an den Türpfosten und schaue und schaue: vom Flammenschein ganz übergossen, kniet Mutter immer noch regungslos am Herde.

Nur ihre verarbeiteten Finger gleiten jetzt über Stirne, Mund und Brust.

Dann ruhen die Hände gefaltet im Schoße, und ihre Lippen bewegen sich leise.

Heilige Gebete rinnen an mein Ohr:

„Für alle, die aus diesem Hause gestorben, in Kriegen gefallen, in der Fremde verdorben oder verschollen sind: Vater unser, der du bist...“

Kühle Schatten huschen mich an. Heimliche Schauer rieseln mir durch Herz und Hirn. Mir ist, die Toten dieses uralten Vaterhauses geistern um mich her und sehen auf die stille Veterin am Herd aus Abertwelten nieder.

O Lied vom Wandern und vom Wiedersehen! Wie wahr wirst du mir im Morgengebete der Mutter!

Wieder lispeln ihre Lippen: „Für alle, die in diesem Hause leben und noch geboren werden. Daß

du sie behüten mögest, Herr der Welten, hier und dort: Vater unser, der du bist...“

Die Flammen im Herde weben einen Heiligenschein um das Antlitz der Mutter. Ja, eine Heilige bist du, Mutter, jetzt weiß ich's gewiß.

Und zum drittenmal heben die Lippen zum Gebete an: „Für meinen Sohn in der Fremde, daß er keinen Schaden nimmt an Leib oder Seele, daß er brav bleibe und bald heimlehre: Vater unser, der du bist...“

Beschämt und beseligt zugleich senke ich den Blick, das heilige Bild der Mutter noch einmal voll umfassend, um es mir auf immer einzuprägen: die Veterin am Herd zwischen Nacht und Morgen.

Und wie ein Dieb schleiche ich mich davon, vors Dorf hinaus auf die Heide. Denn jetzt kann ich der Mutter nicht vor die Augen treten. Sie darf nicht wissen, daß ich sie beobachtet habe in ihrer heiligsten Stunde, da sie „mutterseelenallein“ ihre Liebe und Sorge offenbarte.

Erst mit der steigenden Sonne betrat ich das Vaterhaus.

Und als ich wieder in die Ferne zog, nahm ich das Bild der Mutter mit, das mir eine seltsame Fügung ins Herz gebrannt hatte: die Heilige, vom Glorienschein der Herdglut umflossen, voll selbstloser Hingabe, Ur- und Sinnbild alles Mutterseins.

In allem Wechsel und Wandel das Bleibende ist und währt mir dieses Bild. Sonnen kreisen darum, Sterne luftwandeln in seinem Bannkreis, Tage und Nächte, Wunden und Wonnen umhegen seinen Rahmen.

In allem Werden und Vergehen steht es als Ewiges und Einmaliges in mir, unveränderlich und wesenhaft im Wanderschritt der Zeiten.

Franz Schröngamer-Heimdal

Dorfnacht

Albert Reauthelmer

Der Tag ist nun gewidhen,
Die Sterne stehen auf,
Die Sonne ist verblidhen,
Der Mond nimmt seinen Lauf.

Nun ruhen alle Herzen
Auf ihrem Lager aus,
Die Sorgen und die Schmerzen
Sind still und wie zuhaus.

Die Fenstertücher rauschen
Sich sanft im Hauch der Nacht,
Die Röhrenbrunnen rauschen
Im Dorf und halten Wacht

Erstorben sind die Lieder
Der Mädch'n vor dem Haus,
Verplustert ins Gesieder
Ruhn auch die Vöglein aus

Die Raken musizieren
Allein im Mondenglanz
Und üben und vollführen
Uralten Liebestanz

Die Pferde scharren träumend,
Ein Hund bellt heiser auf,
Die Mitternacht nimmt säumend
Zum neuen Tag den Lauf.

Doch morgen so wie gestern
Wird Leid und Liebe neu,
Die beiden Zwillingsschwestern
Sind jedem Tage treu.

Kloster St. Peter im Schwarzwald



und
gen-
iffige
zum
mde,
eele,
ater
den
nmal
gen:
rgen.
vors
y der
nicht
iffig-
Liebe
das
n ich
same
vom
elbst-
eins.
de ist
rum,
und
Nah-
als
erlich
al

Dahin zieht die Sehnsucht vieler. Wer möchte sich nicht einmal das Priesterseminar der großen Erzdiözese Freiburg ansehen? Die Stätte, an der nun seit über hundert Jahren die Geistlichkeit des Freiburger Bistums herangebildet wird? Wieviele Familien unseres Landes sind in dieser langen Zeit durch ihre priesterlichen Söhne unserem St. Peter doch nicht wenig geistig verbunden worden! Und damit auch wieviele Gemeinden! Schon die Vorbereitung und Erwartung einer Primizfeier rückt das Priesterseminar immer wieder erneut in unseren Gedankenkreis.

St. Peter liegt schon außerordentlich schön. Und wir Geistliche der Freiburger Diözese betrachten es als eine besonders gnädige Fügung Gottes, daß uns ein Priesterseminar so fernab städtischer Unruhe und so hineingestellt in große, weite und freie Gottesnatur beschieden wurde.

Man erwandert St. Peter von Freiburg her an den Südhängen von Roskopf und Flaunser vorbei oder wieder aus dem tiefen Einschnitt des Eschbacher Tales herauf. Besonders hier findet man es wie eine beglückende Erfüllung in der Landschaft liegen und die weite, freie Hochfläche königlich beherrschen.

Aber was sich da vor staunenden Augen ausbreitet, die stattliche Kirche und der einstige Klosterkomplex, ist nicht viel über zweihundert Jahre alt. Das Kloster dagegen entstand ja schon am Ende des 11. Jahrhunderts. Und das war so:

Nach einem tiefen religiösen und moralischen Verfall — die Geschichte hält sich ja nicht immer auf gleicher Höhe, sondern erklimmt bald erstaunliche Höhen des Fortschrittes, wie sie wieder in tiefe Täler des Niederganges hinuntergedrückt werden kann —, nach solchem sehr düsteren Verfall also war es, daß sich die Besten eifrig um seelische Erneuerung bemühten. An verschiedenen Orten entstanden durch das Wirken starker Persönlichkeiten ungemein

lebendige, fruchtbare religiöse Mittelpunkte, die immer mehr Menschen mitrissen, um allmählich zu einem gewaltigen Strom anzuschwellen, der sich durch tausend Kanäle in den weltweiten Raum der Kirche ergoß, überall neues und hohes religiöses Leben weckend. Das bedeutendste Zentrum ist das burgundische Cluny südwestlich der Vogesen geworden. Und von dort strömte die Woge der Erneuerung nach Kloster Hirsau an der schwäbisch-fränkischen Grenzscheide weiter. Wie ein lodernendes Pfingstfeuer flammte es damals durch Schwaben-Allemannien, unwidderstehlich alles erfassend. Unzählige gingen den Weg in das Kloster, um ihrem Leben durch Gebet und Gottesdienste von höchster Feierlichkeit Weihe und Wert zu geben. Und die Laien, die in der Welt blieben, waren den Klosterleuten durch eine Art Dritten Orden in innigster Weise angeschlossen. An die 150 Klöster — die einen neugegründet, die anderen nach der Hirsauer Ordnung reformiert — waren schließlich in einer imponierenden und mitreißenden Gemeinschaft beisammen.

Dazu gehörte auch unser St. Peter. Zunächst hatte Berthold I., der Stammvater der Jähringer, zu Weilheim, Oberamt Kirchheim unter Teck, ein Kloster mit Hirsauer Mönchen gestiftet. Aber sein Sohn Berthold II. verlegte dasselbe in die Nähe der Jähringer Burg, die nun dem Geschlecht den Namen gab, nachdem die Machtposition dieser reichen und mächtigen Familie in den Breisgau gerückt war. Am 1. Juli 1093 hielt das Gründungsstrüpplein der Mönche von Weilheim her im neuen Klosterlein auf der Schwarzwaldhöhe seinen Einzug. Das monastische Leben begann zu St. Peter für sieben Jahrhunderte lang. Die Jähringer waren nicht nur seine Stifter, sondern auch seine Förderer und großen Wohltäter. St. Peter ihr Hauskloster, in dem sie auch ihre Grablege hatten. Man kann sagen, daß gerade Berthold II. und seine Brüder der Erneuerungsbewegung von Cluny-Hirsau mit Leidenschaft



zugetan waren. Sein jüngster Bruder, Markgraf Hermann I., trat zu Cluny als einfacher Laienbruder in das Kloster ein. Der zweite, Gebhard mit Namen, wurde zuerst Mönch in Hirsau und dann Bischof von Konstanz, einer der wichtigsten Förderer der Bewegung. Und der Gründer Berthold II. scheute kein Opfer, um seine Lieblingsstiftung auf dem Schwarzwald zu fördern und sie in wenigen Jahren auch wirtschaftlich auf eine völlig ausreichende Grundlage zu stellen. Der ganze ausgedehnte Besitz, den St. Peter sein eigen nennen konnte, ist in knapp zwanzig Jahren zusammengekommen.

So trat unser Kloster seinen Lebensweg an. Auf einer soliden wirtschaftlichen Grundlage, von mächtigen Freunden und Söhnen gefördert, mit reichen Heiligtümern für sein Gotteshaus beschenkt und vor allem erfüllt von dem schönen Idealismus, den ihm die Gründungszeit gebracht hatte. Dieser Weg ist immer ein stiller geblieben. Nie ward St. Peter das, was etwa St. Gallen oder Reichenau kulturell gewesen sind. Immer blieb es das stille Hauskloster der Jähringer, damit aber auch der religiöse Betreuer der näheren und weiteren Umgebung, vor allem der klösterlichen Untertanen.

Der Weg, den St. Peter in langen Jahrhunderten zu gehen hatte, war kein leichter. Große Katastrophen suchten unser Stift immer wieder heim, und es brauchte oft das Allerletzte, um durchzuhalten. So vernichtete am Allerheiligentag des Jahres 1238 eine gewaltige Feuersbrunst die Abtei völlig, und der Wiederaufbau brachte ihr eine kaum erträgliche Schuldenlast. Fast haarscharf zwei Jahrhunderte später, nämlich im Jahre 1437, suchte der zweite Großbrand unser Kloster heim. Dieses Mal war die finanzielle Lage so trostlos, daß man erst nach sechzig Jahren an den Wiederaufbau gehen konnte. Und wieder etwa zweihundert Jahre später, es war am 12. August 1644, gingen Kirche und Abtei im dritten Großbrand unter. Dieses Mal war es das Opfer, das St. Peter im Dreißigjährigen Krieg auf sich zu nehmen hatte. Kaum war der Bau darauf wieder in der Höhe, dieses Mal mit Unterstützung des großen Wohltäters Hanselmann, da legte die vierte derartige Katastrophe in der dreitägigen Feuersbrunst von Ende Juni 1678 das Werk wieder in Schutt und Asche. Man kann sich denken, wie tief solche Heimsuchungen sich in die Existenz des Klosters eingegraben haben. Zudem, daß oft genug schon an und für sich harte Notzeiten für dasselbe bestanden, wie am Ende des 14. Jahrhunderts, in den zwanziger Jahren des folgenden, um die Mitte des 16. Säkulums und wieder in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Wenn St. Peter in der Zahl seiner 56 Kloster-vorsteher nicht eine so ungewöhnlich große Zahl vortrefflicher Männer gehabt hätte, hätte es schwerlich durchgehalten. Aber das war seine besondere Gnade: von Adalbero und „Eppo venerabilis“ bis in die letzte Zeit erfreute sich unser Stift fast durchweg der besten Äbte. Besonders die letzte Gruppe, vom 17. Jahrhundert an bis zur Aufhebung, zeiet ungewöhnlich tüchtige und eifrige Äbte. Was mühten sich



nicht Paulus Pastor (1670 bis 1699), Maurus Höß (1699 bis 1719), Ulrich Bürgi (1719 bis 1739), Benedikt Wülberz (1739 bis 1749), vor allem aber der aus Freiburg i. Br. stammende Philipp Jakob Steurer, der von 1749 bis 1795 — so lange wie kein anderer Abt — ungemein segensreich seines Amtes waltete, und Ignatius Specke (1795 bis 1806) um das Wohl ihres Stiftes!

Wie ein Abt Eppo sein Kloster zur ersten stolzen Blütezeit zu führen wußte, so geschah das zum zweitenmal im Laufe des 18. Jahrhunderts, in jener Zeit, da die neue Welle religiöser Erneuerung, die auf der Grundlage des Tridentinums sich bildete und nacheinander Spanien und Frankreich erfaßte, auch unsere Heimat erreicht hatte. Wie einst im Mittelalter, standen auch nun wieder die Benediktiner als Pioniere und große Förderer in vorderster Reihe. Zeugnis dafür sind heute noch die herrlichen Bauten, die aus jener Glanzzeit religiösen und kulturellen Lebens auf uns gekommen sind. Wie Mell an der Donau, Ottobeuren, Zwiefalten und Weingarten bei Ravensburg, dann auch St. Blasien, Schuttern, St. Trudpert, Ettenheimmünster, Gengenbach oder Ebersmünster im Elsaß, aber auch kleinere, die wir hier nicht nennen können.

In dieser Reihe steht das heute noch erhaltene St. Peter. Aus dieser frohen, frommen Zeit heraus sind Kirche und Kloster erstanden. Der Kirchenbau

Oben rechts: Teilbild vom Hochaltar von St. Peter

Bild links: Bibliothek von St. Peter

Seite 35: Seitenkapellen und Kanzel von St. Peter

unter Abt Ulrich Bürgi in den Jahren 1724 bis 1727. Man hatte dazu den aus dem Bregenzwald stammenden und zu Konstanz wohnhaftesten Peter Thumb geholt, einen der allerbegabtesten der Vorarlberger Barock-Kirchenbaumeister, die bei uns in Südwestdeutschland am meisten gebaut haben. Thumb ist unter ihnen der fruchtbarste gewesen. Von ihm stammen die Bauten von St. Trudpert, Ettenheimmünster, Friedenweiler, Tennenbach, Frauenalb, Baden-Lichtental, Günterstal, Biengen, Waldkirch i. Br., St. Ulrich, Birnau, Hilzingen, Mundelfingen, Tiengen und St. Gallen. Die Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee ist sein schönstes, reifstes Werk geworden.

Aber auch die Kirche von St. Peter ist eine bedeutende Leistung seines Kunstschaffens. Thumb steht hier noch inmitten des strengen Systems, das die Vorarlberger entwickelt hatten, und hat sich noch nicht zu den freien, schwebenden Formen herausgearbeitet, die er zu Birnau in souveräner Meisterschaft spielen läßt. Ganz dem Schema entsprechend erhebt sich die gewaltige dreiteilige Fassade mit den beiden stolzen Türmen. Zu St. Peter das einzige Mal völlig in Hausteinen ausgeführt. Und der Kirchenraum zeigt die mächtige, lichte Halle von guten Verhältnissen, mit den weit hereingreifenden Wandpfeilern, die Nischen für die Seitenaltäre schaffen und durch kräftige Galerien miteinander verbunden sind. Ein schönes Schaubild ist die Orgelempore mit der Orgel geworden, erstere mit dem Wohlklang ihrer Arkaden und dem reichen Stuck, letztere mit dem stolz aufstrebenden, gutdefinierten Gehäuse. Besonders fein das kleine Vorwerk, ein elegantes Geschloß des Rokoko. Im Langhaus kommen die mächtigen Wandpfeiler mit ihren gewaltigen Gesimsbildungen stark zur Wirkung, darüber ruhen die Gewölbe mit den Fresken des Franz Joseph Spiegler, der 1757 zu Konstanz gestorben ist und als sein letztes großes Werk die Ausmalung der herrlichen Stiftskirche von Säckingen hinterlassen hat. In den Seitennischen stehen die schönen, farbenfrohen Nebenaltäre, die Paar für Paar dem Chor zu immer reicher werden. Besonders stattlich und reich sind die beiden Bruderschaftsaltäre im Querhaus, der Rosenkranzaltar und der im 18. Jahrhundert immer noch hoch in Ehren gehaltene Altar des heiligen Pestpatrons Sebastian. Letzterer hat in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts den reichgeschnitzten Tabernakel erhalten und ist Pfarraltar geworden. Nicht übersehen werden dürfen die nach Formen und farbiger Haltung sehr schmutze Kanzel, sicher ein Werk von Clerici, dem auch der zarte Bänderstuck der Kirche zu danken ist, und der Taufstein Christian Wenzingers mit der Gruppe von Matthias Jaller.

Vom Langhaus aus kräftig eingezogen, dehnt sich der tiefe Chor dahin, durch das vorzügliche Schmiedegitter des Meisters Michael Reinhardt von St. Trud-

pert aus dem Jahre 1728 abgeschlossen. Das ruhig-vornehme Chorgestühl sowie die zierlichen Orgelgehäuse dahinter sind des klösterlichen Schnitzers Matthias Jaller schönes Werk, wie sein wunder-schöner Hochaltar-Tabernakel erst in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts gefertigt. Der Hochaltar selbst stammt aus der Erbauungszeit der Kirche und beherrscht groß und sicher den Raum von Chor und Langhaus. Seine Figuren wurden, wie die der Bruderschaftsaltäre und die der Jähringer vor den Wandpfeilern, von Josef Anton Feuchtmayer geschaffen, der einer der ersten Rokokobildner und Stukkatoren in Süddeutschland gewesen ist. Das Mariä-Krönungs-Bild des Hochaltars dagegen hat Storer in Konstanz 1661 gemalt, den man als den „schwäbischen Appelles“ gefeiert hat. In der Nähe des Hauptaltars die Epitaphien der Jähringer-Gründer, Werke der Künstler Heer und Vogel.

Vom freien, frohen Raum der Kirche wandert man in die Sakristei mit den schönen Schränken Jallers, und durch den Kreuzgang hindurch, in dem die Bilder der sanktpetrinischen Äbte von der Hand des Konstanzer Malers Franz Ludwig Herrmann hängen, hin in den einstigen Kapitelsaal oder Kreuzkapelle, der heute der besondere Bet- und Betrachtungsraum unserer Theologen ist. Der Raum ist gewölbt, hat flotte Stukkaturen und Deckengemälde, schönes Gestühl von Jaller und einen ganz feinen Silberaltar, der einst das Eigentum des Priesterseminars von Meersburg gewesen ist.

Ein paar Schritte weiter, dann geht es in den Garten mit den schönen, mächtigen Bäumen. Dem Eingang gegenüber das größte Stiegenhaus, von Sigels Meisterhand mit herrlichen Stukkaturen geschmückt, darin die Gemälde Saums von den vier letzten Dingen. Diese und der scharfe, schneidend helle Klang der alten Klosteruhr ein lebendiges „Memento mori!“.

Nach Süden dehnt sich der heitere Raum des Refektoriums aus, auch heute noch Speisesaal. Darüber der „Fürstensaal“ mit den glanzvollen Deckenfresken eines Simon Göser aus den Jahren 1772 und 1773. Und im Mittelbau schließlich die wunder-volle Bibliothek von St. Peter, der schönste Rokoko-raum im Breisgau. Zweigeschossig und mit einer Spiegeltdecke überzogen, ein außerordentlich frei und weit wirkender und doch wieder unendlich behaglicher Raum. Daran hat die elegant flutende Galerie ihren guten Teil, die so sehr an das Wunderwerk der Birnauer Galerie erinnert, die schönen Stukkaturen von Sigel und das prachtvolle große Deckenbild von Benedikt Sams aus dem Jahre 1751.

Die Stiege im einstigen Abteigebäude hinunter geht es wieder dem Ausgang zu, dort wo die zierliche Rokoko-Uhr hängt, mit der Aufschrift „Haltet euch bereit!“. Wahrhaftig, St. Peter hat in langen Jahrhunderten ein hohes Maß von echter christlicher Bereitschaft gezeigt. Seine Geschichte und seine Kunst klingen wie eine Mahnung: „Haltet euch bereit!“

Hermann Ginter

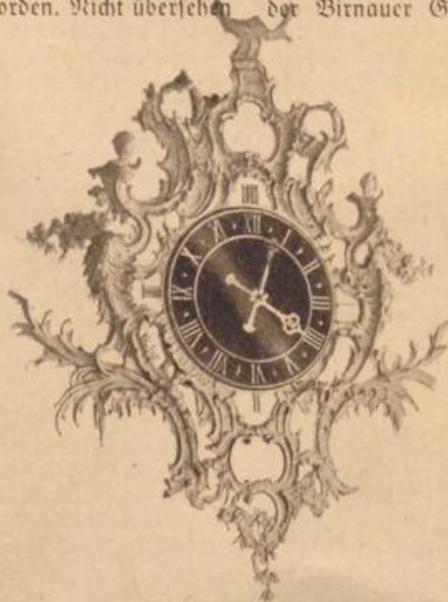


Bild rechts: Treppenhaustruhkatur von Sigel

Die Pfeife



orgens um halb fünf ist der Ahne erwacht und hat gleich wie immer die Hand ausgestreckt nach dem Fenster Sims, nach Pfeife und Tabaksbeutel. Allein auf halbem Wege hielt die Hand plötzlich inne, griff in die leere Luft und fiel auf die Bettdecke nieder. Und der Ahne

holt noch einen tiefen Schnaufer aus der Brust, redt sich wie ein Soldat vor dem General, und aus ist's mit dem Alten für immer.

Als der Tote aufgebahrt war, lagen noch Pfeife und Tabak auf dem Sims. Alle, die dem Toten die letzte Ruhe gaben, sahen auch die Pfeife. Denn es war eine neue, kostbare Pfeife aus Kirschholz, mit einem geschnittenen Napoleonskopf und wachsgelbem Mundstück. Alle sahen die Pfeife, und manch einen Schnauzbart gelüstete es darnach. Doch blieb sie, wo sie lag, bis zum nächsten Morgen. Wie aber die Totenlade hinausgetragen wurde, war die Pfeife auf einmal verschwunden. Der Sohn, der junge Grebelmeyer, merkte es gleich, sagte aber nichts, weil es sich wegen der Trauer nicht schickte. Gewurmt hat es ihn doch.

Das geschah am Mittwoch. Und am Freitag kommt der Grebelmeyer durch den Flecken und auch am Haus des Philipp vorbei, des Totengräbers. Der lehnt an der Haustüre und bläst die Rauchwölklein in den Abend. Raun sieht er aber den Grebelmeyer, so legt er flink die Hand um die Pfeife, wendet sich und schlüpft in die Haustüre wie der Fuchs in den Bau.

Zu spät gelegt, umsonst verschwunden, Totenphilipp! Man hat genug gesehen und wird es den Philipp merken lassen, daß man kein so ganz Dummer ist. Die Gelegenheit bietet sich schon.

Jawohl, gleich zwei Tage darauf, am Sonntag beim Kirchgang läuft die Gelegenheit recht in den Weg. Wie der Philipp ins Kirchentor tritt und schon den Hut abnimmt, steht auf einmal der Grebelmeyer ganz dicht an seiner Seite, hält ihn am Armel fest und sieht scharf her. „Wo dem Ahne seine Pfeife ist, gehört auch sein Tabaksbeutel hin!“



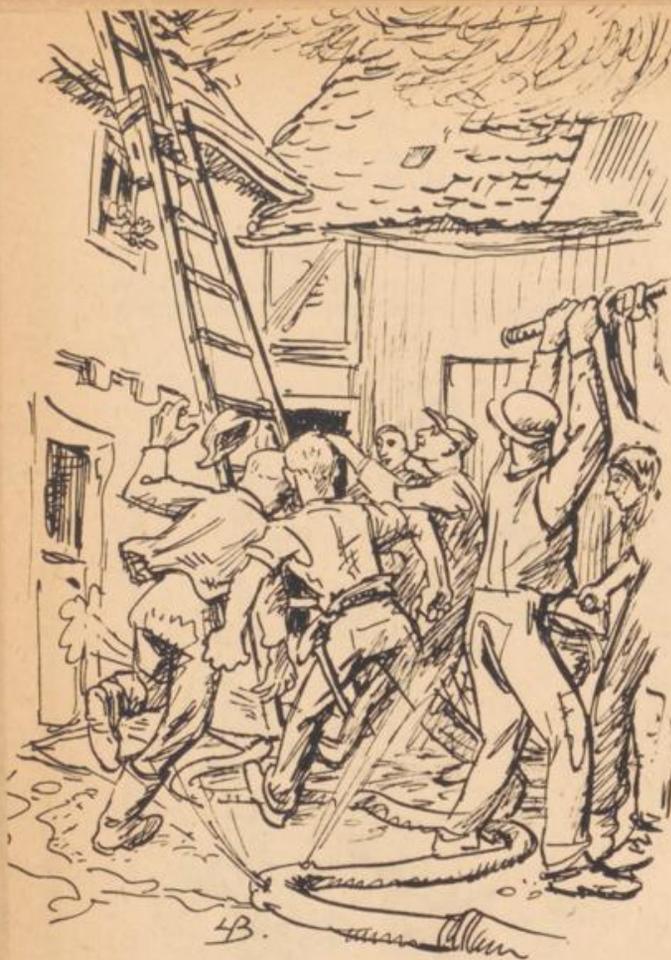
Und ehe der Philipp recht weiß, wie und was, ist ihm etwas in die offene Rocktasche gestossen und stapft der Grebelmeyer in die Kirche und in seine Bank, ganz gleichmütig, als sei nichts geschehen. Der Hieb sitzt. Während des Gottesdienstes tupft der Philipp immer wieder den Schweiß von der Stirne. Die Pfeife brennt, auch ohne Schwefelholz.



So gelangt man in die andere Woche. Weil es geschnitten hat und nicht viel zu tun ist, spaziert der Grebelmeyer in den Winterösch hinaus, nachzusehn, ob der Frost und die Hasen an den jungen Bäumen keinen Schaden angerichtet. Und hier findet er die Bosheit. Ein Schlitten ist vom Weg abgekommen und hat die zwei schönsten Jungbäume angerissen und geknickt. Der Grebelmeyer hat sie selbst aus Kernen gezogen und mit Edelkreisern gepfropft, die er von weit her kommen ließ. Und wer hat nun diese Bosheit angerichtet? Halt! Hat nicht der Philipp gestern aus dem Wald dahinten eine Fuhre Reisig und Prügel heimgeschafft? Und richtig, die Spuren sind zwar schon etwas verweht, doch so viel sieht man, daß hier lange, schiefgetretene Ruhklauen schlurften, passend zu den verhuzelten Gestellen, die der Philipp in den Kummer spannt. Also das ist die Rache dafür, daß man den Dieb einen Dieb heißt? Gut, Philipp, wie du willst! Dann geht die Geschichte eben weiter und an eine Stelle, die mit derlei Kumpanen fertig wird.

Allein es kommt anders. Als nämlich der Grebelmeyer daheim in die Stube tritt, sitzen schon seine Geschwister um den Tisch, und die Habe des Ahne wird geteilt. Dabei leert man Truhe und Lade, rückt schließlich auch den alten Glaschrank von der Wand, und am Boden liegt die Pfeife des Ahne unverfehrt, nur ein wenig mit Spinnweb behangen.

Der Grebelmeyer wischt sie ab, stopft und zündet an. Doch sie schmeckt ihm nicht. Er muß bei jedem Zug an den Philipp denken. Gotts Donner! Er hatte doch so klar und deutlich die Pfeif im



Mund des Philipp gesehen, und jetzt liegt sie hinter dem Schrank und hat offenbar immer da gelegen. Er mußte jetzt eigentlich dem Philipp abbitten. Fehlte gerade noch! Ein schlechter Kerl ist der Philipp doch. Das beweisen die Jungbäume, daran er sein Mütchen gefühlt.

„Und woher weißt du denn so sicher, daß der Philipp die Bäume umgefahren hat?“ fragt die Grebelmeyerin.

„Wer anders schafft so eine Bosheit als nur einer, der Rache haben will!“

„Und wenn er es getan hätte, und mit Fleiß getan — er hatte schließlich ein Recht darauf, böse zu sein, wenn er Dieb gescholten wird und es nicht ist“, zankt das Weib weiter und nimmt es schließlich auf sich, die Sache zu bereinigen. Sie sucht im Keller ein paar Würste heraus, bereitet sie appetitlich auf einen Teller und schickt ihren Jüngsten zum Philipp. Die Pfeife, sollte er ausrichten, habe sich wiedergefunden, und einen schönen Gruß von der Mutter, und die Würste sollten sie sich schmecken lassen.

Der Bub lief und stotterte sein Sprüchlein. Allein der Philipp ließ ihn nicht ausreden, sondern packte den Teller samt den Würsten und schmiß ihn auf die Gasse. Und schrie den verschrockenen Buben an: „Sag deinem sauberen Vater, seine Ehre sei vielleicht einen Fettdarm wert. Aber der Philipp halte dann doch mehr von sich!“

Vergeht mir der Himmel vor Staube schier,
Herr, im Getümmel zeig dein Panier!

Diesen Satz brachte der Junge nach Hause, zusammen mit den Scherben des Tellers und den verschmutzten Würsten. Seitdem herrschte Feindschaft zwischen den zwei Familien, so sehr, daß sogar die beiderseitigen Hofhunde widereinander bellten. Und so vergingen ein paar Jahre. Die umgefahrenen Bäume hatten sich wieder aufgerichtet und trugen schon eine süße Ernte. Die Pfeife lag wieder verkrustet und verstaubt hinter einem Schrank im Spinnweb. Doch jung wie am ersten Tag war die Feindschaft. Denn sie erneuerte sich immer wieder, wenn man täglich so und so oft aneinander vorbeiging, vorbeifuh.

Und dann endlich eines Morgens kam der Anprall, als nämlich das Haus des Hubermichels brannte. Die Nachbarn stürzten herbei, halfen, retteten, so gut sie vermochten. Die Feuerspritze galoppierte daher, die Schläuche wurden hurtig gelegt. Aber es fehlte der Rohrmeister, der lange Sepp, der auf die Leiter zuhöchst steigen und den Strahl lenken soll. Die lange, schwere Düse mit dem Schlauch daran lag noch am Boden und verspritzte nutzlos den Strahl über die Hofraite hin. Wer sprang für den Sepp ein? Der Mutigste, der Geschickteste natürlich. Und dafür hielten sich zwei zugleich, der Grebelmeyer wie der Philipp. Vielleicht hatte einer des andern Vorhaben gemerkt und gönnte dem Feind diese Ehre nicht. Sie sprangen und bückten sich und rannten mit den Köpfen derart widereinander, daß ihnen das Feuer aus den Augen stob und sie beide zurükaumelten und einem Dritten Amt und Ehre überlassen mußten.

Nicht überließen sie den andern das Trinken, das zu jedem rechten Brand gehört. Und da geschah es dann: Der Grebelmeyer nahm dem Bierwirt zwei Gläser aus der Hand, schlurste damit quer durch die Stube und drückte dem Philipp eines der Gläser in die Hand: „Da Philipp! Aber einen Dickkopf hast, Gotts Donner!“

„Und du nicht minder!“ Er strich über die Stirne. „Ich mein, mir sei ein Pfeisenkopf aus dem Hirn gewachsen!“

„Ja Pfeisenkopf! Prosit! So ein Feuer im Flecken kann auch sein Gutes haben. Prosit noch einmal!“

Anton Cabelé



Wie schwank ich sündlich, läßt du von mir!
Unüberwindlich bin ich mit dir! v. Eichendorff

... und erhebt die Geringen"

Johann Baptist Jordan, geboren am 16. Juni 1848, zum Priester geweiht am 21. Juli 1878, gestorben am 8. September 1918.



Im Jahre 1944 wurde in Rom der Seligsprechungsprozeß eingeleitet. Um das Seligen darf — und soll — öffentlich gebetet werden.

Wer ist Johann Baptist Jordan? — Ein badischer Landsmann, geboren in einer strohgedeckten Armeleuthütte in Gurtweil nahe Waldshut. Dörflicher Lausbub, der lieber zum Fischen als zur Schule geht, der aber später so viel Geschmak am Lernen (nur nicht am Rechnen) findet, daß er studieren möchte. Fürs Ministrieren ist er dem Pfarrer zu unartig.

Am Tag der Erstkommunion innere Unrast: etwas treibt ihn um. Erste Berufung? Winters leiht ein Nachbar Kalender und Legenden, und eine neue Welt geht vor Johannes auf: Ich möchte Priester werden! (Da sieht man auch, was ein guter Kalender wert ist.) Aber der bresthafte, abgezehrte Vater stirbt. So muß der Fünfzehnjährige als Erdarbeiter beim Bahnbau Basel—Konstanz verdienen helfen. Er bleibt brav dabei.

Der Bahnbau geht zu Ende. Der junge Jordan hat Geld verdient, ist aber immer noch ohne Beruf. In Waldshut lernt er bei Meister Hillebrandt das Malerhandwerk, ist ein „braves und treues“ Mitglied des Gesellenvereins, geht nach drei Jahren als Handwerksbursche nach altem Brauch auf Wanderschaft: Augsburg, Regensburg, München, Hamburg, Berlin, Böhmen. Hat, nach eigenem Zeugnis, niemals einen Raufch gehabt, war doch ein braver Mann.

Bald nach der Heimkehr primiziert ein Neupriester in Gurtweil. Da bricht Jordans alter Wunsch wieder durch: Priester werden! Womit? „Ich kann dir keine zwanzig Pfennig geben“, sagt die Mutter. Und der alte Dekan Gexler: „Geh halt mal zu deinem Gesellenpräses in Waldshut, was der meint!“ Der zwanzigjährige Johann Baptist geht. Gesellenpräses ist Kaplan Werber (der spätere Monsignore mit der „Freien Stimme“ in Radolfzell). Der gibt ihm ein lateinisches Lehrbuch: „Lern in acht Tagen die fünf Deklinationen! Dann kannst wieder kommen!“ Und

Jordan lernt und kann sein Pensum, als er wieder kommt. Da nimmt ihn Werber in die Lehre, dreimal wöchentlich und eineinhalb Jahre lang — dazwischen muß Jordan noch kurz Soldat sein —; dann empfiehlt er ihn aufs Gymnasium Konstanz.

Jordan wird zweiundzwanzigjährig Obersekundaner, respektiert von seinen sechzehnjährigen Kameraden wegen seines offenen und freundlichen Charakters. Arm ist er ja, muß an Freitischen essen, Stunden geben, aber fremde Sprachen spricht er bald ein Duzend. Nur die Mathematik mag er nicht. (Wie kann ich ihm das nachfühlen, der ich fünfzig Jahre später im selben Spital lag!)

1874 Abitur, Romreise, Immatrikulation an der Universität Freiburg im Breisgau, Theologiestudium. Seine Lehrer: Alban Stolz, Alzog, Ritter von Buß. Reiche Jahre. Im Semester über den Büchern und in den Hörsälen, in den Ferien auf Walz durch Frankreich, Holland, Italien, Schweiz. Darin zeigt sich schon der weltweite Geist des späteren Ordensstifters an.

Zum Abschluß der Freiburger Studienjahre reicht Jordan eine Probepredigt ein über die „Lauretansische Litanei“, die er auswendig konnte, „weil er sie als Handwerker und Gymnasiast, nicht minder als Theologe gebetet hatte“ (ein Mitalumne). Mariens mütterliche Fürbitte führte den Dreißigjährigen schließlich 1878 an den Priesterweihe-Altar im Schwarzwaldseminar St. Peter.

Und jetzt? Noch gelten die Kulturkampfgesetze. Bremse oder Motor? Für einen Mann wie Jordan natürlich Motor. Zwar darf er keine Seelsorge in der Erzdiözese Freiburg ausüben; als er aber zum Weiterstudium nach Rom geschickt wird, gründet er dort am 8. Dezember 1881 die „Gesellschaft des göttlichen Heilandes“ (Salvatorianer) und sieben Jahre später die „Genossenschaft der Schwestern vom göttlichen Heiland“ (Salvatorianerinnen). So ist er nun hundert- und tausendfacher Seelsorger — auch für Deutschland — geworden. Ein prachtvoller Sieger über den Kulturkampf!

Pater Jordan mit dem Klostersnamen Franziskus Maria vom Kreuz ist ein vielfacher Trost: erstens für kleine Lausbuben, die doch auch gern heilig werden möchten; zweitens für arme Leute, denn Gott erhebt die Geringen; drittens für so manchen Spätberufenen, der gern Priester werden möchte und vor lauter Schwierigkeiten das Ziel nicht sieht; schließlich für alle Kleingläubigen, welche Angst haben vor dem „Kulturkampf“ und nicht vertrauen auf den Kultur- und Glaubenssieg der Kirche.

Albert Krauthelmer

Geburtsort von Johann Baptist Jordan in Gurtweil



»Vorderlamst für die Waisen . . .«

Man las letztes Jahr vom 200jährigen Bestehen der Bezirksparkasse Salem. Nur wenig jünger ist die Bonndorfer Sparkasse, über deren Gründungsgeschichte wir interessante Einzelheiten wissen, die uns verraten und raten, daß Sparkassen eine Angelegenheit des Dienens, nicht des Verdienens seien.

Banken, die Geld annahmen und weiterließen, gab es allerdings schon lange vor Christi Geburt, zu den Zeiten der Könige David und Salomon, und in Babylon und Ägypten sogar noch früher. Sie spielten in der Geschichte oft eine große Rolle. Kaiser Karl V. pflegte sich vor 400 Jahren zu rühmen, daß in seinem weltumspannenden Reiche die Sonne nie untergehe; aber der Augsburger Bankier Fugger hatte den Mut, ihn daran zu erinnern, daß der Kaiser die Krone ihm, das heißt seinem Gelde zu verdanken habe.

Doch diese großen Geldherren waren nichts für die Bedürfnisse des kleinen Volkes. Jene Herren wollten Geld verdienen; das Volk aber brauchte Hilfe, und zum Helfen braucht es einen anderen Geist als den des Erwerbs.

So ist denn auch die Sparkasse, „die Bank des Volkes“, herausgewachsen aus christlichem Helferwillen, und es ist darum auch nicht verwunderlich, wenn die ersten Sparkassen des Volkes geschaffen wurden von Priestern, und nicht von Juristen.

Abt Martin Gerbert schreibt gelegentlich in einer Anweisung an die Leitung der Bonndorfer Waisenkasse, aus der die Sparkasse herausgewachsen ist, er rechne es unter „die ersten Pflichten eines Landesherren, vorderlamst für die Waisen zu sorgen“.

Das war also der Geist, der im Jahre 1767 zur Schaffung der Bonndorfer Waisenkasse führte, aus der 76 Jahre später — 1843 — die heutige Sparkasse hervorstach.

Wie kam es nun zu dieser Waisenkasse? Die Bögte oder Waisenspflieger mußten über das Vermögen ihrer Schützlinge genau Buch führen und dann die Rechnung alle 2 bis 3 Jahre dem fürstlichen Oberamte zur „Abhörnung“ oder Prüfung vorlegen; da zeigte es sich immer wieder, daß es sehr schwer hielt, die Kapitalhelder der Waisen nutzbringend anzulegen. Manche Pflieger ließen die Gelder einfach beim Oberamte oder zu Hause liegen zum Schaden der Waisen.

Da erhob sich dann für den St. Blasianischen Oberamtmann manches liebe Mal die heikle Frage, ob er den Pflieger oder, wenn der gestorben war, dessen Erben für den Schaden haftbar machen könne und müsse; das Gesetz war gegen den Pflieger, wenn ihm „Nachlässigkeit“ vorgeworfen werden konnte.

Der Oberamtmann von Cotto in Bonndorf berichtet am 26. September 1767 dem Fürststabe, daß er in den meisten derartigen Fällen nicht nach der strengen Gerechtigkeit, sondern „angesichts der angeführten leidigen Verhältnisse“ mehr nach der Billigkeit entschieden habe; das sei allerdings zum Schaden der Waisen gewesen, aber er habe den Pfliegern doch auch nicht aufbürden können, Zinsen zu ersetzen, die sie nie eingenommen hatten.

Ähnliche Klagen hatten die Oberpflieger der St. Blasianischen Ämter schon im Jahre 1765 beim

Fürststabe vorgebracht. Damals hatte dann Gerbert am 24. Oktober des Jahres seine Ämter aufgefordert, sofort Erhebungen darüber anzustellen, wieviele derartige Waisengelder nutzlos herumlägen.

Oberamtmann von Schlichtinsfelden berichtete das Ergebnis am 28. November 1765 dem Fürststabe. Offenbar war es bescheiden; die Zeitlage scheint daran schuld gewesen zu sein. Die vielen Kriege des Preußenkönigs Friedrichs II. hatten zu einer großen Verschuldung geführt, so daß man eine Geldentwertung befürchtete. Jeder große Krieg der letzten Jahrhunderte hatte dieses Ergebnis gehabt; das war nicht bloß nach dem Weltkriege oder nach den großen französischen Revolutionskriegen zu Ende des 18. Jahrhunderts so. Schon im Dreißigjährigen Kriege hatte man überall, selbst am Bodensee, der doch etwa erst zehn Jahre später von dem Kriege berührt wurde, eine regelrechte Geldentwertung und danach eine neue Festlegung des Geldwertes erlebt. Die Chronik des Allensbacher Bürgermeisters Gallus Zembroth und die Einträge in den Pfarrbüchern der Insel Reichenau berichten darüber beweglich genug.

Nach zwei Jahren hatte sich die Lage auf dem Geldmarkt aber wieder etwas beruhigt. Da war es dann der Amtmann von Cotto, der wie gesagt die Sache aufs neue aufgriff.

Aus dem Briefwechsel Gerberts, in dem übrigens in den von Dr. Pfeilschifter veröffentlichten zwei Bänden die Kasse nur selten erwähnt wird, ergibt sich, daß Oberamtmann von Cotto im Jahre 1765 noch als schwäbisch-österreichischer Syndikus in Innsbruck tätig war. Er war also nur kurze Zeit als Oberamtmann in Bonndorf. Er war offenbar ein Mann, der über dem üblichen Bürokraten-schimmel stand, der alles gemächlich im alten Geleise auf dem alten Karren weiterziehen läßt; er war weltoffen genug, um daneben auch noch das Leben zu sehen und freimütig genug, um auf Mängel aufmerksam zu machen und wo es not tat, auch Reformen anzuregen.

Auf ihn kam als „Obervogt“ der Hofrat Joh. Evangel. Württemberger; ihm hatte Cotto seine Eingabe an den Fürst noch auf den Tisch gelegt. Neue Besen lehren gut. Der neue Obervogt studierte die ganze Sache und stellte dabei fest, daß mehrfach „bei Witwen und Waisen und anderen derartigen unter die Vormundschaft fallenden Personen“ vielfach gar keine „Vogtleute bestellt“ waren oder erst bestellt wurden, wenn irgend etwas Besonderes vorfiel. Sofort erließ er den „Oberamtsbefehl“ vom 17. Oktober 1767, daß sofort in allen Fällen Pflieger eingesetzt werden müssen, die aber durchweg vom Oberamte bestätigt und verpflichtet werden mußten. Ebenso hätten die einzelnen Ämter eine Liste der Pflieger einzusenden, aus denen auch deren Schützlinge und deren Vermögensstand zu ersehen sei.

Nun lief die Sache „wie ein geölter Blitz“. Schon am 22. Oktober 1776 unterzeichnete Abt Martin Gerbert die Gründungsurkunde. Das also ist der Geburtstag der Bonndorfer Kasse.

Die Kasse wird zunächst als Anhängsel des staatlichen Rent- oder Finanzamtes behandelt; daselbe

hat alle Kapitalien der Waisen im Oberamt Bann-
dorf, dem Obervolkamt Ewatingen, dann zu
Schluchsee, Dresselbach, Filsbach, auch Schwarz-
halden und Bläsiwald anzunehmen und mit vier
vom Hundert zu verzinsen.

Ein Zwang zur Anlage besteht jedoch nicht: wo
die Pfleger eine bessere Anlage, etwa zu fünf vom
Hundert, finden und selbst für Kapital und Zinsen
jede Haftung unbedenklich glauben übernehmen zu
können, haben sie dazu freie Hand. Serberts Anord-
nung hat „nichts als das Beste der Waisen“ im
Auge.

Nun wurde bereits „Tag und Nacht“ gearbeitet
um die vorgeschriebenen Waisenkassen aufzustellen;
dann wurde vom Amte ein „Formular“ über die
ganze Einrichtung ausgearbeitet und zur Geneh-
migung dem Fürstbiste vorgelegt. Dieser fand das
Formular so gut, daß er sofort dem Landschreiber
befahl, auch für die anderen Bezirke dasselbe zur
Grundlage für ein gleiches Vorgehen zu Grunde zu
legen.

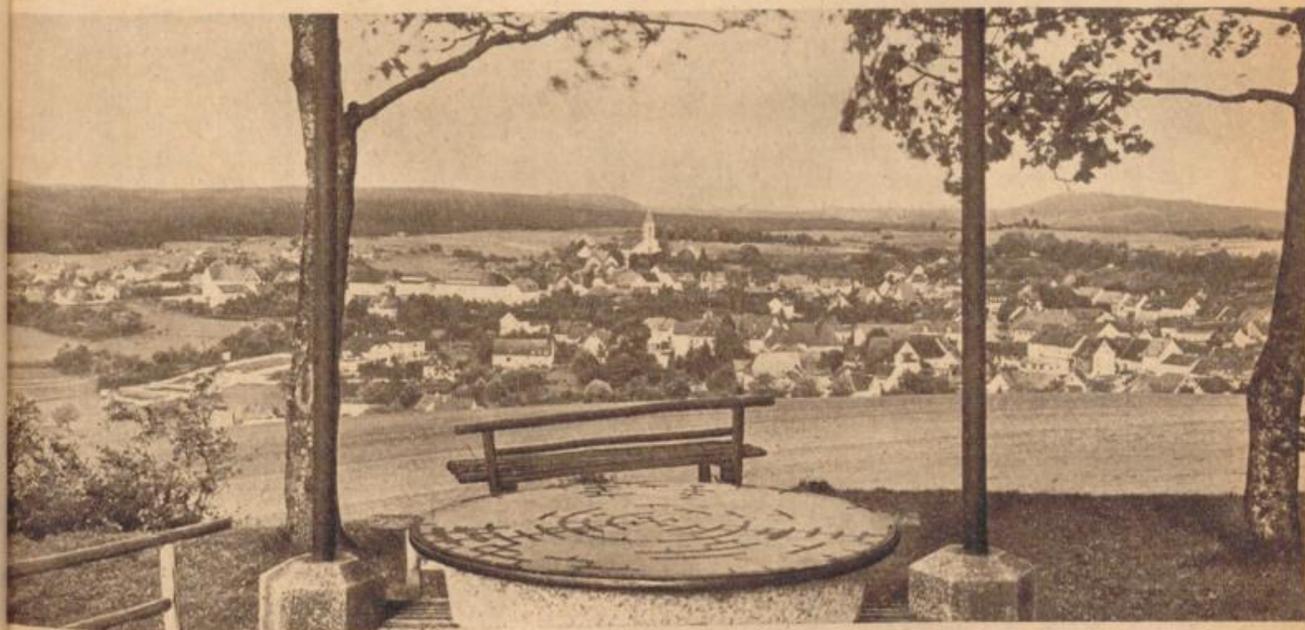
Aus einer gelegentlichen Bemerkung geht her-
vor, daß unter denen, die Gelder aufnahmen, sich
hauptsächlich Pächter der herrschaftlichen Güter
befanden; es handelte sich also nicht um eigentlichen
Realkredit, der gewährt und etwa durch eine Hypo-
thek auf ein Grundstück gesichert wurde. Da war
die Gefahr eines Verlustes natürlich stets gegeben;
es blieb deshalb nichts übrig, als daß die Herr-
schaft für die eingelegten Gelder, wie Serbert sich
ausdrückte, „gutstehen“ mußte; diese selber aber
mußte, da ja noch gar keine Erfahrungen vorlagen,
eine gewisse Vorsicht walten lassen. Diese äußerte
sich darin, daß man die Waisengelder nur so lange
behielt, bis die Waisen volljährig wurden. Ander-
seits wurde der Gesamtbetrag der Einlagen vor-
erst auf 150 000 Gulden begrenzt. Es ist verständ-
lich, daß ein kleines Fürstentum nicht für unbe-
grenzte Summen die Bürgschaft übernehmen konnte
und wollte. Waren doch diese eingelegten Gelder
gleichsam „Anlehen der Herrschaft“.

Die Erfahrung lehrte bald, daß es gefährlich
sei, den Einlegern das Geld zur Verfügung zu stel-
len, sobald sie volljährig wurden. Eine Verschwen-
dung durch die jungen Leute war zu naheliegend;
deshalb bestand man sehr bald nicht mehr scharf
darauf.

Man versteht, daß die fürstlichen Beamten auf
dem Ober- und dem Rentamt von der Neueinrich-
tung nicht allzusehr erbaut waren; denn wie einer
meldet, hätten sie bisher mit diesen Dingen, „nicht
den sechsten Teil Arbeit gehabt; geschweige von
der Genauigkeit, die jetzt notwendig ist, weil es sich
in gleicher Weise um die Interessen der Waisen
wie der Herrschaft handelt“. — Um nicht das ganze
Jahr damit überlaufen zu werden, bestimmt man
zunächst, daß die Pfleger den Verkehr mit der
Kasse auf zwei halbjährliche Termine zu verlegen
hätten; als Mittelpunkt dieser Termine nahm man
selbstverständlich zwei beliebige Volksheilige, näm-
lich die beiden „Schimmelreiter“ Georg und Mar-
tin vom 23. April, beziehungsweise vom 11. Novem-
ber; innerhalb von 14 Tagen vor oder nach diesen
Festen hatten die Pfleger alle ihre Geschäfte, Ein-
lieferungen der Gelder, Zinsgutschriften und so
weiter beim Ober- und Rentamte zu erledigen. Zu
anderen Zeiten konnten nur Abhebungen in größe-
ren oder kleineren Beträgen gemacht werden. Man
kann sich denken, was das für Unruhe in die bisher
so beschaulichen Amtsstuben brachte; denn die Kasse
entwickelte sich bald zu einer „perpetuierlichen“
(fortwährenden) Wechselbank, klagte einer der Be-
teiligten.

Immerhin fing man auf Martini 1767 mit den
Einlagen an; es ergab sich ein Gesamtbetrag von
21 140 Gulden; innerhalb von fünf Jahren wuchsen
diese auf 37 593 Gulden an. Dazu kamen für die
Herrschaft, die das Geld zu fünf vom Hundert aus-
lieh, an Zinsen für diese fünf Jahre 5 542 fl
21 Kreuzer (fl = Florin, Gulden). Diesen Aktiven
standen seitens der Einleger ein Guthaben von
41 914 fl 3 Kreuzer gegenüber, so daß sich ein
Unterschied zugunsten der Herrschaft von 1 221 fl
18 Kreuzern ergab. Der Überschuß rührte natür-
lich von der Zinsspanne von 1 vom Hundert zwi-
schen Aktiv- und Passivzinsen her. Der Rechner
sah darin die „benedictionem Domini“ (den Segen
des Herrn) für die Herrschaft, welche das soziale
Werk geschaffen hatte und garantierte.

Immerhin waren die Bedenken gegen die Kasse
nicht ganz überwunden; sie kamen nicht von seiten
der Verwaltung, sondern von St. Blasien. Man
hatte immer Bedenken, die Kasse könnte sich zu
weit ausdehnen. Vater Paul Kettenacker, der zehn



Jahre später Oberpfleger in St. Blasien und sonst einer der wirtschaftlich denkenden Köpfe des Klosters und als solcher fast ein weißer Rabe war, nennt die Kasse gelegentlich eine „Witwen- und Waisenkasse“. Anfangs verdient diese Kasse den Namen nicht, denn 1771 befand sich unter den Einlegern noch „keine einzige Witwe“. Der Rechner ist der „gehorsamsten, ohnmaßgeblichen Meinung“, daß man den wahren Stand und Charakter der Waisenkasse in St. Blasien niemals ganz erkannt habe, sonst müßten die Befürchtungen, die herrschaftlichen Kapitalien könnten durch sie gefährdet werden, verschwinden.

Trotzdem erging von St. Blasien am 21. Febr. 1772 der „ernste Befehl“, daß man nur eigentlichen Waisen und Unmündigen mit der Kasse aufhelfen wollte; es durften deshalb ohne ausdrückliche Genehmigung des Fürstbistums selbst von anderen „landfremden Armen und Verschwendern“ keine Gelder angenommen werden, damit der „Kapitalfundus nicht zu sehr ansteige“.

Es folgte dann eine mündliche Besprechung des Rechners mit den maßgebenden Persönlichkeiten in St. Blasien. Als Ergebnis erschien am 22. April 1772 dann eine herrschaftliche Verfügung, die bestimmte, daß es dem Rentamte überlassen bleibe, „in den Einzelfällen zu entscheiden, ob das Geld volljährig gewordener Personen gleich ausbezahlt werden solle, insbesondere, wenn daneben noch jüngere verwaisete Geschwister vorhanden“ seien. Doch soll die Regel bestehen bleiben. Es wird da dann noch die Anerkennung darüber ausgesprochen, daß die Beamten durch „die ganz gut ausgearbeitete und gefaßte neue Einrichtung sehr viel Mühe und Arbeit“ haben; andererseits fielen aber nunmehr die Prüfung der Waisenrechnungen weg, was die Arbeit auch wieder verringere.

So entwickelte sich die neue Einrichtung langsam, aber stetig. Die Erfordernisse der Zeit und die Erfahrungen gaben gelegentlich Anlaß zu neuen Anordnungen, die aber nicht wesentlicher Natur waren. Im Jahre 1802 waren die Arbeiten, welche die Kasse erforderte, bereits so angewachsen, daß die Beamten des Rentamtes sie nicht mehr neben den anderen bewältigen konnten; so bekam die Kasse in dem Oberamtsrate Josef Böttlin ihren ersten eigenen Rechner.

Vor einigen Jahren fand man bei einem Bonndorfer Buchbinder einen Altensatzikel; er entpuppte sich als das erste Hauptbuch der Bonndorfer Waisenkasse. Voran geht wie gewöhnlich heute den Fondsrechnungen noch eine geschichtliche, aktentmäßige Abhandlung über die Entstehung der Kasse. (Das Papierformat ist etwa zweimal so groß wie heute; die eine Bogenseite hat als Wasserzeichen ein Wappen mit der französischen Lilie, die andere trägt den Namen „H. Blum“.)

Die Einleger stammten ganz überwiegend aus Bonndorf; aber auch die Orte Boll, Glashütte, Gündelwangen, Münchingen, Oberhalsen, Steinsäge, Wellendingen waren entsprechend vertreten.

Die einzelnen Guthaben betragen in den allermeisten Fällen unter 100 fl. Die Zinsgutschrift erfolgt auf den Jörgentag. Um jenen Tag oder um Martini geschehen gewöhnlich auch die Rückzahlungen; da die Einleger grundsätzlich ausschieden, wenn sie „majorenn“ wurden, mußten die

Konten natürlich nach und nach alle aufgelöst und dann durch neue Einleger ersetzt werden. Doch findet sich die Angabe, die Rückzahlung sei erfolgt, weil der Einleger „majorenn“ wurde, nur sehr selten; sehr häufig aber geschieht sie anläßlich der „Verhehlung“. Manche erhoben ihr Guthaben auch, wenn sie „in die Fremde zogen“. Zwei Jungfrauen gehen nach Katharinental und Berau ins Kloster und bekommen nun ihr Geld, sobald sie dort die Profess abgelegt haben. In einer Anzahl von Fällen stirbt der Einleger, und das Guthaben wird nun an die rechtmäßigen Erben überwiesen. Einer stirbt im fernen Oberschlesien. Der Feldpater Adalricus meldet aus Alexandrien in Ägypten, daß dort der Kaveri Wiedemann von Bonndorf als sardinischer Soldat gestorben sei; sein Guthaben mit 98 fl Kapital und 6 fl 47 Kreuzern Zinsen wird darauf an dessen „unehelichen Sohn und Geschwistrig“ ausbezahlt. So hatten also auch damals schon die Menschen ihre Schicksale.

Antoni Frey von Münchingen ist schon 32 Jahre abwesend an unbekanntem Orte; sein Guthaben wird nunmehr an seine Geschwister, „und zwar gegen gewöhnliche Caution“ ausgefolgt. In den unruhigen neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts begegnet uns öfters Soldaten, denen dann von Zeit zu Zeit ein Betrag „ins Feld“ nachgeschickt wird. Im Jahre 1801 starb der Bonndorfer Amtmann von Klock früh hinweg; er hinterließ vier Kinder, von denen das älteste elf, das jüngste ein Jahr alt war. Nun werden auch für seine Waisen 2 420 Gulden bei der Waisenkasse angelegt; es ist eines der letzten Konten unseres Hauptbuches. Die Bonndorfer Amtmänner hatten sich einstens sehr um das Zustandekommen der Waisenkasse bemüht; sie ahnten nicht, daß sie in wenigen Jahren auch den Kindern eines Nachfolgers zugute kommen werde.

Das weitere Schicksal der Bonndorfer Waisenkasse geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus, der sich nur mit der Gründungszeit unter der Führung der Abtei St. Blasien befaßt. Das Wesentliche über die Entwicklung hat der frühere Bonndorfer Pfarrer Karl Rieder im Jahre 1920 im „Bonndorfer Volksblatt“ bereits gesagt. Wir schließen mit dem, was der Sparkassenverwalter Kriehle am 26. August 1864 geschrieben hat:

„Seit dem Jahre 1812, also seit dem Jahre, in welchem die Kasse nach Aufhebung des Klosters den Gemeinden überwiesen wurde, hat diese den Gemeinden aus den Überschüssen schon über 100000 Gulden ausbezahlt, zur Gründung von Armen- und Unterstützungsfonden und zu anderen gemeinnützigen Zwecken. Veinahe sämtliche Armenfonds des Bezirks sowie der allgemeinen Unterstützungsfonde sind Kinder der Waisen- und Sparkasse in Bonndorf. Die garantierenden Gemeinden haben deshalb auch in richtiger Würdigung der Wohltätigkeit einer solchen Anstalt dem Gründer derselben, dem Fürstbiste Martin II. in dankbarer und ehrender Weise ein Denkmal auf dem Hauptplatze in Bonndorf setzen lassen. Dasselbe wurde durch den Bildhauer Franz Kaver Reich von Hüfingen sehr gelungen ausgeführt und am 8. Juni 1856 feierlich enthüllt.“ (Kaver Reich ist ein Sohn des Oberlehrers Reich von Hüfingen; sein Bruder war der bekannte Kunstmaler und Schriftsteller Lucian Reich.)

Augustin Raft

st und
Doch
erfolgt,
er sehr
ich der
thaben
Jung-
au ins
ald sie
Anzahl
thaben
wiesen.
dpater
nupten,
orf als
thaben
Zinsen
ad Ge-
amals

Jahre
thaben
zwar
n den
nderts
n von
eschiät
Amt-
ß vier
ste ein
Baisen
es ist
s. Die
s sehr
emüht;
n auch
ommen

Baisen-
inaus,
Füh-
ntliche
ndorfer
ndorfer
t dem,
6. Au-

hre, in
losters
se den
00000
n- und
nnüzi-
s des
sonde
Wonn-
eshalb
t einer
Fürst-
Weise
ndorf
shauer
ungen
hüllt."
Reich
kannte

a Raft



Von Meßkirch nach Granada

Meßkirch, ein freundliches Amtsstädtchen, liegt inmitten jenes merkwürdigen Auswuchses, den wir an der Stiefelgestalt des badischen Landes in der Nähe der Fußspitze bemerken. Fruchtbares, in Weltabgeschiedenheit träumendes Land. Dort konnte wohl Gutes, Kernhaftes aufwachsen, deutsches Wesen aufblühen, das herb und lieblich zugleich ist, ohne viel Aufsehens von sich zu machen, echt und recht. Das im Mittelpunkt der alten Stadt gelegene Schloß erinnert an dessen einstige Inhaber, an die Grafen von Zimmern, deren skandalfreudige Chronik so hübsche Einblicke in die Kultur des Mittelalters gibt. Der Meister von Meßkirch, ein Maler, dessen Namen noch niemand ergründen konnte, dessen Seele aber in dem berühmten Meßkircher Dreikönigsbild klar vor uns steht, gibt dem Städtchen einen Platz in den Registern der Kunstgeschichte. Ulrich Megerle, der unter dem klangvolleren Namen „Abraham a Sancta Clara“ dem heiteren Völkchen der Wiener Stadt predigend die Hölle heiß machte, stammt auch aus jener Gegend, aus Kreenheinstetten, eine Wegstunde hinter Meßkirch gelegen. Und schließlich gedachte man auch in jüngster Zeit, beim Tode unseres lieben Herrn Erzbischofs Dr. Conrad Gröber, der Stadt Meßkirch; denn sie war Geburtsort und Heimat dieses wahren Volksbischofs.

Man muß vor diesem Städtchen alle Achtung haben, denn es hat aus seiner Abgeschiedenheit viel Wertvolles in die Welt hinausgeschickt. Es hat im 18. Jahrhundert gar ein Musikgenie der Welt geschenkt, das uns mit frischen romantischen Klängen in die friedvolle Biedermeierzeit hineinverzaubert:

Konradin Kreuzer. Es wird keinem Heimatschwärmer einfallen, aus ihm einen alemannischen Beethoven oder Mozart machen zu wollen; aber wir nennen diesen Namen doch nicht ohne Stolz, denn dieser Meßkircher Müllersohn ist der einzige Alemanne, der in der Blütezeit der romantischen Oper auf der Bühne Erfolge errang, überhaupt einer der ganz wenigen schwäbisch-alemannischen Tonsetzer. Es ist auch heute noch lohnend, den Klanggebilden zu lauschen, die dieser lebenswürdige deutsche Meister in die Welt gesetzt hat, vor allem mit der Oper „Das Nachtlager in Granada“, deren Vorspiel eines der vollstümlichsten Orchesterstücke ist.

Der junge, am 22. November 1780, dem Cäcilientag, in Meßkirch geborene Kreuzer verlebte seine Kindheitstage träumerisch und selig in der Meßkircher Talmühle, die ein Fürstlich-Fürstenbergisches Erblehen war. Die von rauschenden Wassern, zwitschernden Vögeln und flüsterndem Erlengebüsch umwobene Mühle ist der Ort, an dem sich die Jugendentage des späteren Musikers abspielten. Schon als achtjähriger Bub machte Konradin die Ahnung seiner Vaten wahr, die aus seinem Geburtsdatum auf die musikalische Berufung ihres Schütlings schlossen: er sang in der Kirche mit schöner, heller Sopranstimme die Solopartien der Messe. Und weiter ging nun die Fahrt ins Wunderreich der Musik. Der Chorregent Rieger von Meßkirch nahm sich seiner an und erteilte dem Knaben den ersten Musikunterricht. Mit neun Jahren verließ Konrad — so lautete ursprünglich sein Vorname — den heimatlichen Mühlgrund; er kam auf die Lateinschule in Zwiefalten und 1796 nach Schussenried.



An beiden Orten nützte er jede Gelegenheit zu seiner musikalischen Weiterbildung.

Der ursprüngliche Wunsch der Mutter, Konrad möchte Pfarrer werden, ging nicht in Erfüllung; in Freiburg mußte der ganz der Tonkunst ergebene junge Mann sich sehr gegen seinen Willen einem „ernsthafteren“ Studium als dem der Musik widmen. Er wählte aufs Geratewohl das der Rechte, aber zu einem Abschluß wurde dieses nicht gebracht. Der Freiburger Studiosus dachte nie daran, ein juristisches Examen zu machen. Er habilitierte sich aber in seinem künftigen Fach, indem er eine kleine Oper mit dem Titel „Die lächerliche Werbung“ schrieb, die in Freiburg im Jahre 1800 aufgeführt wurde, wobei der Komponist selbst die Tenorpartie sang. Nun willigte endlich der Onkel und Vormund ein, daß Konrad sich ganz der Musik widmete. Damit begann die Wanderschaft dieses Lebens. Vom Wasser der Talmühle hatte er es vielleicht gelernt, das von der Ablasch den Weg findet zur Donau und zum Schwarzen Meer. Eine erste Kunstreise führte ihn nach Konstanz, Zürich und Basel, wo er als Sänger, Klarinetist und Klaviervirtuose auftrat. Im Jahre 1804 erfüllte sich sein innigster Wunsch; er konnte nach Wien, der Hauptstadt der musikalischen Welt, übersiedeln.

Dort lebten Haydn und Beethoven, zu denen Kreuzer auch bald in Beziehung trat. Albrechtsberger, der Lehrer Beethovens, gab nun auch dem hoffnungsvollen Alemannen mehrere Jahre lang musiktheoretischen Unterricht. Opern und Oratorien entstanden, aber der große Erfolg blieb vorläufig noch aus. Nur mit seinen Aulandsliedern („Das ist der Tag des Herrn“ ist am bekanntesten) fand er auf Konzertreisen begeisterte Zuhörer. Die Wiener Zeit war manchmal mit Geldsorgen angefüllt, doch kam ihm, wenn es schlimm wurde, aus Meßkirch Hilfe.

Aber auch in Wien war ihm keine bleibende Stätte gegönnt. Seine in Stuttgart uraufgeführte Oper „Konradin von Schwaben“ trug ihm die dortige Hofkapellmeisterstelle ein. Er nannte sich von nun an nach dem Helden seiner ersten Erfolgsoper Konradin, verheiratete sich und kam wieder ins Wandern, wurde Hofkapellmeister in Donaueschingen, wo er das Musikleben zu reicher Blüte brachte, an dem niedlichen Hoftheaterchen einige seiner Opern aufführte, aber sich trotz guter Einkünfte dort nicht endgültig festsetzte. Wieder zog es ihn nach Wien, wo er zunächst eine Kapellmeisterstelle am Räkntner-Tor-Theater, dann am Theater der Josefstadt erhielt. Hier entstanden nun die Werke, die heute noch lebendig sind, viele Männerchöre, die Oper „Das Nachtlager in Granada“ und die Musik zu Raimunds Hauberdrama „Der Verschwender“ (mit dem berühmten Hobellied Valentins). Es war der Höhepunkt seines Lebens, und nun erntete er überall Ruhm und Ehren aller Art. Der Erstaufführung des „Nachtlagers“ am K. K. privilegierten Theater in der Josefstadt am 13. Januar 1834 war unter Leitung des Komponisten ein glänzender Erfolg beschieden. Das Finale des ersten Aktes mit dem gemischten Chor „Schön die Abendaloden klangen“ machte tiefen Eindruck, ebenso das Duett des Jägers mit Gabriele. Der Komponist wurde wiederholt gerufen. Es folgten in kurzen Abständen weitere Aufführungen in allen großen Theatern. Eine Aufführung, die dem romantischen Gehalt der Oper gerecht wird, findet auch heute wieder ein begeistertes Publikum. Trotz dieser und weiterer Erfolge vermochte Kreuzer auch jetzt nirgends eine seiner würdige Stellung zu erhalten. Weitere Stationen dieses unruhigen Lebens waren Köln, Paris, Genf, Berlin, Prag, Hamburg und schließlich Riga. Dort starb er nach trüben Tagen am 14. Dezember 1849. Als die deutschen Soldaten im September 1917 nach Riga kamen, ließen Meßkircher Musik- und Heimatfreunde an seinem Grab einen Kranz niederlegen.

Die Gesangvereine landauf und landab, die musikfrohe Menschen zum Mitschaffen am Werke der Kunst heranziehen, wissen, was sie an den Chören des Meßkircher Meisters haben: schlichte Meisterwerke von bester deutscher Art.

Die Oper „Das Nachtlager in Granada“ fordert vom Zuhörer eine besondere Einstellung auf ihre Eigenart. Mit Ausnahme der bewegten Überfallszene im zweiten Akt ist das Werk wenig dramatisch, schwelgt aber in romantischen Wald- und

Konradin Kreuzers Geburtshaus »Talmühle« bei Meßkirch



Mondscheinstimungen. Die Musik bewegt sich in den Formen der damaligen französischen Oper; ihr Gehalt ist aber so deutsch wie der des „Freischütz“. Raum in Andeutungen ist Spanisches im „Nachtlager“ zu spüren.

In Granada, der Hauptstadt jener Landschaft, in der das „Nachtlager“ spielt, hatte wohl nie jemand eine Ahnung von der Existenz der Oper, die in Deutschland ihren Namen bekannt machte. Aber in Meßkirch, wo man 1930 den hundertfünfzigsten Geburtstag des Meisters zu einem schönen Fest ausstattete, dachte man damals an jene Stadt „fern im Süd, im schönen Spanien“. Ein Freund der Kunst Kreukers schrieb in schönstem Spanisch einen Brief an den Magistrat der Alhambra-Stadt mit der Mitteilung, daß man an diesem

Tage auch der Stadt gedenke, deren Namen den Titel des Hauptwerks von Konradin Kreuker schmückte. Und es geschah, daß dieser Magistrat in den lebenswürdigsten Worten und in echt spanischer Grandezza antwortete, herzlich dankte für die erwiesene Aufmerksamkeit und die Bitte aussprach, man möge das dort unbekannte Werk einsenden; die Stadt werde für die Kosten aufkommen. Hierauf erfolgte dann von Meßkirch aus die Zusendung des Klavierauszugs und des Textbuchs.

Wie einstmal ein Kessel mit heißem Hirsebrey auf glücklichstem Schiff eine freundschaftliche Verbindung herstellte zwischen Zürich und Straßburg, so tat es diesmal die köstliche Oper unseres alemannischen Meisters Konradin Kreuker von Meßkirch nach Granada.

Franz Hirtler

Der Vater begleitet mich



Ferientage im Schoß der schönen Heimat waren vorüber. Die Ferne geisterte wieder mit dem Ernst des Lebens in meine Geborgenheit bei Vater und Mutter, bei Brüdern und Schwestern, bei Schulkameraden und Dorfgenossen. Ich mußte mein Känzlel schnüren, ob ich nun mochte oder nicht, und den sechs Stunden weiten Weg zur „nächsten“ Eisenbahnstation wagen, ob er mir schmeckte oder nicht — kurz, es mußte halt wieder geschieden sein und das ungewisse Los der Fremde mit dem gewissen der Heimat vertauscht sein.

Die Heimleute mochten mich als jungen Helden betrachten, der auszog, ein gewaltiges Schicksal zu meistern. Sie waren nicht bange um mich und sprachen: „Halt nur aus, Franzl! Nachher bist du ein Herr! Den Kopf hast du dazu. Der Pfarrer sagt es, der Lehrer sagt es, und im Studienzeugnis steht es auch schon. Bub, das ist fein eine Ehre für das ganze Dorf. Halt nur aus!“

„Und bleib brav!“ fügte die gute Mutter bei, indem sie mir Stirne, Mund und Brust mit Weibrunnen segnete.

Die Geschwister, Schulkameraden und Dorfgenossen drückten mir stumm und verstört die Scheidehand.

Der Vater aber langte sich den Gehsteden vom Herdgestänge und sprach: „Ich geh' noch ein Stück mit dir, bis zum Schwendhübel hinaus.“

Da tat mein Herz zum Abschiedsweh einen tröstlichen Freudenschlag: Der Vater geht mit dir. Da fehlt sich nichts. Der Heimatbeste gibt dir das Geleite.

Wir gingen still und wortlos nebeneinander her. Was hätten wir reden sollen? Wir verstanden uns ohne Worte, Sätze und weitschweifige Erklärungen. Die Weihe der Heimat wehte zwischen unseren Herzen. Da konnten Worte nur stören. Die Stimme des Blutes, die schweigende, schwang zwischen uns wie heimlicher Glockenlaut. Ich fühlte gewiß auch, obwohl ich es kaum ahnen, noch weniger aber aussprechen mochte, wie uns leise Schritte folgten auf unserem Abschiedsweg. Die Schritte der verewigten

Väter und Vornäter, die seit fünfhundert Jahren diesen Schicksalsweg schon wußten. Wer dieses Geisterwehen, dieses segnende, schicksalbannende, nicht spürt, geht alle Wege umsonst.

„Vater“, sagte ich auf dem Schwendhübel, „seht darfst du umkehren.“

Ich hemmte den Schritt und warf noch schnell einen Blick über Heiden, Hänge und Halden zurück zum Vaterhaus, wo die Augen der Lebendigen verstoßen aus den Fenstern lugten. Unter der Haustür aber sah ich ein Schürzentuch zu Mutteraugen erhoben.



„Ich geh' noch ein Stück mit dir“, sprach der Vater.

Erst als wir aus dem Bannbereich der Heimat kamen, wo sich der Weg zu Tale senkte, und der Hübel das Heimbild hüllte, hob der Vater seinen Stecken und wies auf den Röhleracker: „Bub, da schau, wie schön heuer der Habern aufgeht! Märzhabener. Wirst sehen, wird ein gutes Jahr heuer.“

Dann bogen wir in die alte Waldstraße ein, wo der Marschtakt unserer Wanderstiefel, den die Milde der heimatlichen Gangsteige gänzlich verschlungen hatte, hell in die Weiten tönte.

Wir schritten, solchen Takt im Ohr, rüstig aus wie mit Marschmusik, munter und ermunternd.

In Schönberg, oben am Hügel, wo das alte Wegmacherhäusl stand, sagte ich: „Vater, jetzt sind es schon zwei Stunden. Von mir aus darfst schon umkehren.“

Aber der Gute schwang nur den Stecken mit fröhlichem Schwunge und sprach: „Beim Pleintinger trinken wir ein Gläslein Met. Der hat den allerbesten, und in den nüchternen Magen ist er am gesündesten.“

Beim Met ging uns das Herz wahrhaftig auf wie ein Blütenkelch bei Sonnenküssen. Aber der Vaterkehrte wieder nicht um und sprach: „Bis Haselbach geh' ich noch mit dir. Es hat noch Weile.“

Wir kamen von der Waldstraße ab, weil ein näheres Weglein in das Tal der Dhe lockte. Das war mir lieb, denn ich wußte in der Dhe auch das Wässerlein, das daheim durch unsere Hauspoint floss. Ja sogar der Hofbrunnen leitete sein Abwasser in diese große Dhe. Es tat mir wohl, so neben heimischem Wesen herzuwandeln, und wenn es auch nur winzige Wässerlein waren, die die Heimat in die Ferne sandte. Von daheim waren sie doch, und ich spürte ihr leises Grüßen, Blinken und Murmeln aus dem Gewoge deutlich heraus. Und mein Knabenherz grüßte voll freudigen Dankes dawider.

Als wir nach langem, aber nicht langweiligem Wiesenweg in ein Walddorf einbogen, tat ich die bange Frage: „Vater, ist das schon Haselbach?“ Denn ich wollte den Abschied kurz machen.

„Ja, das ist schon Haselbach“, sagte der Vater, „aber ich geh' noch mit dir bis Perlesreut. Dort will ich dir das Haus zeigen, wo mein Vater das Handwerk gelernt hat. Damit du das Haus auch weißt und es dir merken kannst.“

Nach einer guten Wegstunde standen wir vor dem Hause und beschauten es wie etwas Ehrfurchtgebietendes. Denn der Ahne, der hier sein nährendes Handwerk gelernt hatte, war schon lange in der Ewigkeit. Und als er hier weilte und werkte, waren Vater und ich noch nicht am Leben. Wie Anhauch von etwas Ewigem war es um uns, das uns auch noch umwitterte, als wir stumm von dem Hause schieden. Ein Dritter ging unsichtbar mit uns. . .

„Heut' veräum' ich nichts mehr“, sprach der Vater in Perlesreut, „ich geh' noch ganz mit dir bis Fürsteneck. Bin meiner Lebtag nicht dort gewesen.“

„Aber Vater“, mahnte ich, „denk doch an den weiten Heimweg! Sechs Stunden her, sechs Stunden zurück. . .“

Der Gute schüttelte nur den Kopf und geleitete mich weiter an das Wanderziel. Dort besahen wir uns die ganze Gegend mit dem alten Schloß, und als der Zug, der mich in die Studienstadt entführen sollte, aus der Talmulde herankroch, gab er mir die treue Hand und sprach: „So, jetzt behüt' dich Gott!“

Kein Wort mehr, kein Wort weniger. Was kann ein Vater auch anderes sagen — wo er nicht mehr hüten und leiten konnte, übergab er mich der Hut und Leitung Gottes.

Bis zum Schwendhübel, ein Viertelstündchen, hatte er mir das Geleit geben wollen. Dann sind's sechs Stunden geworden, bis Fürsteneck. Und dann war's auch noch nicht zu Ende, wie ich gewiß weiß. Und heute noch, da ich fünfzig Jahre zähle, ist's nicht gar, obwohl mein Erdenvater auch schon heimgegangen ist zum Himmelvater, dem er mich weiland ans Herz gelegt hat. Denn solche Treue hört nicht auf. Sie lebt als Letztes und Tiefstes im unergründlichen Seelenbrunnen, eine Weiße, die Zeit und Ewiges verschwifert und dem Leben den einzigen Wert gibt.

Franz Schröngamer-Heimdal

Das Finanzamt

Hermann und Karl trafen sich auf der Straße. Karl trug ein großes Aktenbündel in der Hand.

„Aber Karl, wo willst du denn hin?“ — „Ja, weist du, die da oben haben mir im letzten Jahr zuviel Steuern berechnet. Und nun will ich zur Behörde.“ — „Du, Karl, ich habe gerade Zeit. Ich warte draußen; ich will einmal sehen, was du ausrichtest.“

Und Karl ging in das große schöne Haus. Er kam durch ein wundervolles bronzenes Portal in eine marmorgeschmückte Vorhalle. Zwei Türen waren da. An der einen stand: „Für Personal“, an der anderen: „Für Besucher“.

Personal bin ich nicht, denkt Karl. Er öffnet die Tür für Besucher und kommt in einen — Gang.

Wieder sieht er zwei Türen. „Zur Kasse“ steht an der einen, „Audienzen“ an der anderen. Bezahlt hat ja Karl schon, also kommt „Audienzen“ in Frage. Karl öffnet die entsprechende Tür und kommt — wieder auf einen kleinen Korridor.

Zwei Türen sind da. Und Karl atmet auf; denn an der einen steht: „Für zuwenig bezahlte Steuern!“, an der anderen aber liest Karl mit freudigem Herzen: „Für zuviel bezahlte Steuern!“

Karl lacht über das ganze Gesicht. Er nimmt seinen Hut vom Kopf, schaut schnell nach, ob die Krawatte gerade sitzt, streicht schnell noch einmal über seinen gelichteten Scheitel, klopft höflich an, öffnet schüchtern die Tür und steht — auf der Straße und blickt erwartungslos in das erwartungsfreudige Gesicht seines Freundes Hermann.



Der Pfarrer von Cucugnan

Erzählung von Alphonse Daudet



Alle Jahre zu Lichtmess veröffentlichen die provenzalischen Dichter in Avignon ein fröhliches Büchlein, randvoll von schönen Versen und hübschen Geschichten. Das diesjährige kommt mir gerade zu Händen, und ich finde da eine wunderbare Verserzählung, die ich euch, ein wenig gekürzt, zu übersetzen versuche. Pariser reichet eure

Körbe her: allerfeinstes provenzalisches Mehl wird man euch diesmal liefern...

Abbé Martin war Pfarrer — von Cucugnan. Herzensgut und goldaustrichtig, wie er war, liebte er seine Cucugnanesen väterlich; für ihn wäre Cucugnan sein Paradies auf Erden gewesen, hätten ihn nur die Cucugnanesen mit mehr Befriedigung erfüllt. Aber ach! Die Spinnenweben in seinem Beichtstuhl, und am schönen Ostertag blieb das Herrenbrot im Kelch liegen. Dem guten Priester drückte es fast das Herz ab, und stets bat er Gott um die Gnade, nicht zu sterben, bis er seine zerstreute Herde in den Stall heimgeführt habe.

Nun, ihr werdet gleich sehen, daß Gott ihn anhörte.

Eines Sonntags nach der Schriftlesung stieg Pfarrer Martin auf die Kanzel.

„Meine Brüder“, begann er, „ihr könnt mir glauben oder nicht: Letzthin in der Nacht fand ich armer Sünder mich an der Pforte des Paradieses.“

Ich klopfte: Sankt Peter tat mir auf!

„Sieh da! Ihr seid's, lieber Herr Martin“, sprach er, „welch guter Wind treibt Euch zu mir? Was steht Euch zu Diensten?“

„Lieber Sankt Peter, Ihr führt das große Buch und den Schlüssel. Könntet Ihr mir sagen — ich bin vielleicht recht neugierig —, wieviel Cucugnanesen Ihr im Paradies habt?“

„Ich will's Euch nicht verwehren, Herr Martin; setzt Euch, wir wollen das Ding miteinander ansehen.“

Sankt Peter nahm ein dickes Buch, öffnete es, setzte seine Brille auf:

„Wollen mal sehen: Cucugnan sagt Ihr. Eu... Eu... Cucugnan. Da ist's, Cucugnan... Lieber Herr Martin, die Seite ist ganz weiß. Nicht eine Seele. Nicht mehr Cucugnanesen als Gräten an einer Truthenne.“

„Wie? Niemand von Cucugnan hier? Niemand? Nicht möglich! Schaut doch besser!“

„Niemand, mein Bestes. Schaut selber, wenn Ihr glaubt, daß ich spaße.“

Weh mir! Ich stampfte mit den Füßen, mit gefalteten Händen schrie ich um Erbarmen. Da sprach Sankt Peter: „Glaubt mir, Herr Martin, Ihr dürft Euch nicht so das Herz umdrehen lassen! Schließlich ist es nicht Eure Schuld. Seht Eure Cucugnanesen müssen gewiß eine kleine Wartezeit im Fegfeuer durchmachen.“

„Ach, um der Liebe willen, großer Sankt Peter, laßt sie mich doch wenigstens sehen und trösten!“

„Gern mein Freund. Da, zieht schnell diese Sandalen an, die Wege sind nämlich nicht gerade schön! So, die passen. Nun geht immer geradeaus. Seht Ihr, dort unten im Grund, bei der Biegung, da findet Ihr eine silberne Pforte, ganz mit schwarzen Kreuzen besät, zur Rechten. Klopft an, man wird Euch aufzutun! Gott befohlen! Bleibt gesund und munter!“

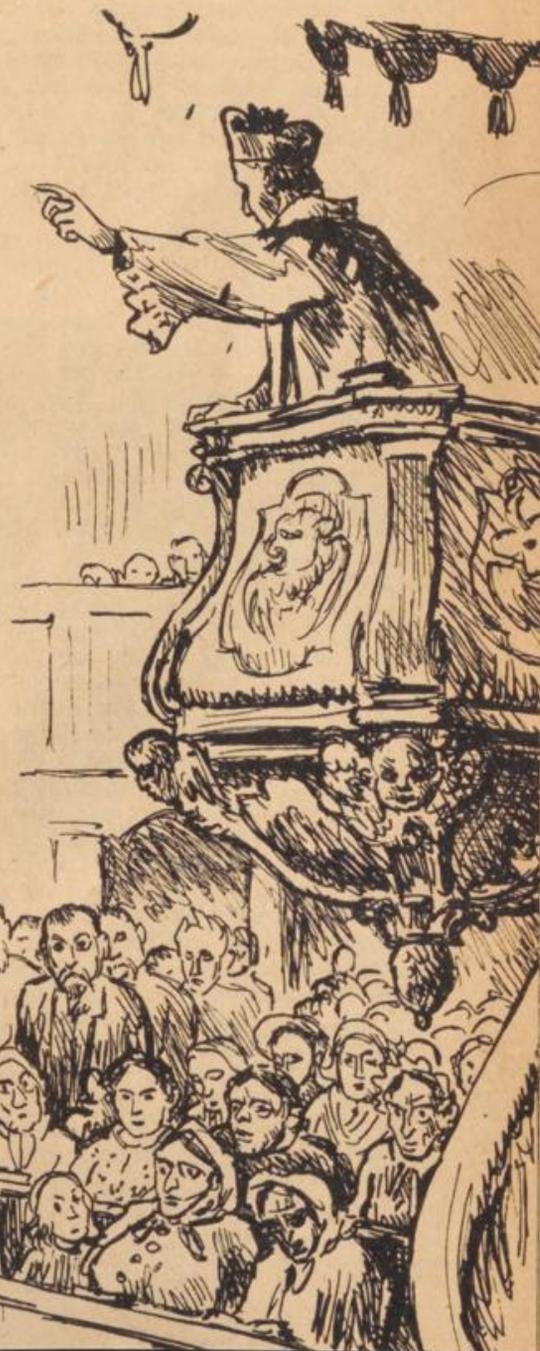
Ich wanderte und wanderte! Was für eine Schinderei! Wenn ich nur dran denke, bekomme ich eine Gänsehaut. Ein kleiner Pfad, voll von Brombeergedörn, von leuchtenden Karfunkeln und zischenden Schlangen führte mich zur silbernen Pforte.

„Poch! Poch!“

„Wer klopft?“ machte eine heisere und klägliche Stimme.

„Der Pfarrer von Cucugnan.“

„Von...?“



„Von Cucugnan.“

„Ach so! Herein!“

Ich trat ein. Ein großer, schöner Engel mit nachtschwarzen Flügeln, in einem taghell schimmernden Gewande, einen demantenen Schlüssel an seinem Gürtel, schrieb, kräftig, in ein großes Buch, das noch dicker war als das von Sankt Peter.

„Nun, was wünscht Ihr, was ist Euer Begehrt?“ fragte der Engel.

„Lieber Engel Gottes, ich möchte wissen — ich bin wohl recht neugierig —, ob Ihr hier Cucugnanefen habt.“

„Die...?“

„Die Cucugnanefen, die Leute von Cucugnan. Ich bin nämlich ihr Vorsteher.“

„Ah, Abbé Martin, nicht wahr?“

„Zu dienen, Herr Engel.“

„Ihr sagt also Cucugnan...“

Und der Engel schlug ein großes Buch auf und blättert, seinen Finger anfeuchtend, damit das Blatt besser gleite.

„Cucugnan“, sagt er und stößt einen langen Seufzer aus, „Herr Martin, wir haben im Fegfeuer niemand von Cucugnan.“

„Jesus, Maria und Joseph! Niemand von Cucugnan im Fegfeuer! Großer Gott, wo sind sie denn?“

„Ei, guter Mann, sie sind eben im Paradies. Wo, zum Teufel, sollen sie denn sein?“

„Aber ich komme vom Paradies!“

„Ihr kommt von dort! Und?“

„Und sie sind nicht dort! Ach, liebe Himmelmutter!“

„Was wollt Ihr, Herr Pfarrer! Wenn sie nicht im Paradies und nicht im Fegfeuer sind, so gibt es kein Drittes, dann sind sie eben...“

„Heiliges Kreuz! Jesus, Sohn Davids! Ach, ach, ach! Ist es möglich? Hätte denn der große Sankt Peter gelogen? Ich hab' doch den Hahn nicht krähen hören! Ach, ich Armer! Wie soll ich ins Paradies eingehen, wenn meine Cucugnanefen nicht dort sind?“

„Hört, mein armer Herr Martin, Ihr wollt also um jeden Preis Gewißheit über dies alles haben und mit eigenen Augen sehen, was los ist: so nehmt diesen Pfad und lauft, was Ihr laufen könnt! Zur Linken werdet Ihr ein großes Tor finden. Dort könnt Ihr alles erfahren. Gott gebe es Euch!“

Und der Engel schloß die Pforte.

Es war ein langer Pfad, ganz mit rotglühender Kohle beplastert. Ich schwankte hin und her, als hätte ich getrunken, bei jedem Schritt stolperte ich; ich war ganz verschwitzt, an jedem Haar meines Leibes hing ein Schweißtropfen; ich leuchte vor Durst. Doch, meiner Treu, dank den Sandalen, die der gute Sankt Peter mir geliehen hatte, verbrannte ich mir nicht die Füße.

Als ich so dahinhumpelte und genug Fehltritte getan hatte, sah ich zur linken Hand eine Pforte — nein, ein Tor, ein riesiges Tor, weit gähnend wie die Tür eines großen Backofens. Oh, meine Kinder, welch ein Schauspiel! Da fragte man nicht nach meinem Namen, da gibt's kein Verzeichnis. Schubweise kommt man da zur weitoffenen Tür hinein, meine Brüder, so wie ihr am Sonntag ins Wirtshaus hineingeht.

Ich schwitzte schwere Tropfen, und doch erstarre ich, mich schauderte. Die Haare standen mir zu Berge. Ich roch brandiges, gebratenes Fleisch, etwa wie den Geruch, der sich in unserem Cucugnan ver-

breitet, wenn der Hufschmied Eligius Feuer macht, um den Huf eines alten Esels zu beschlagen. Mir ging der Atem aus in dieser stinkenden und glühenden Luft; ich vernahm ein furchtbares Schreien, Stöhnen, Heulen und Fluchen.

„Heda! Kommst du rein oder nicht?“ schrie mir ein gehörnter Teufel zu, mich mit seiner Gabel stehend.

„Ich? Ich komme nicht hinein. Ich bin ein Freund Gottes.“

„Du bist ein Freund Gottes. Was willst du dann hier, du räudiger Schuft?“

„Ich komme — ach redet mir nicht davon, ich kann mich ja nicht mehr auf den Beinen halten —, ich komme... ich komme von weither... und möchte Euch untertänigst fragen, ob... ob Ihr zufällig... hier niemand... niemand habt von Cucugnan.“

„Ha! Feuer Gottes! Du spielst den Dummen, du, als wüßtest du nicht, daß ganz Cucugnan hier ist. Da, du häßlicher Rabe, schau her, da kannst du sehen, wie wir umspringen mit deinen berühmten Cucugnanefen!“

Und ich sah inmitten eines entsetzlichen Flammenwirbels den langen Coq-Saline — ihr habt ihn alle gekannt, meine Brüder —, Coq-Saline, der sich so oft betrank und so oft seiner armen Kläre die Flöße schüttelte.

Ich sah Rätchen, diese kleine Strolchin mit ihrem hochmütigen Räschen, die ganz alleine in der Scheune schlief. Ihr erinnert euch doch, ihr Schelme! Aber weiter, ich habe schon zuviel davon gesagt.

Ich sah Pascal Pechfinger, der sein Öl aus den Früchten des Herrn Julian machte.

Ich sah die Ahrenleserin Babette, die beim Nachlesen mit vollen Händen in die Garbenhaufen griff, um schneller ihre Garbe gebunden zu haben.

Ich sah Meister Graspasi, der das Rad an seiner Schubkarre so gut ölte.

Und Dauphine, die das Wasser ihres Brunnens so teuer verkaufte.

Und den Krummling, der mir einmal begegnete, als ich den lieben Gott trug, und seines Weges weitertappte, die Müze auf dem Kopf, die Pfeife im Schnabel, stolz wie Artaban, als wäre er einem Hund begegnet.

Und Eoulau mit seiner Zette und Jakob und Peter und Toni...“

Erschüttert, bleich vor Angst, stöhnten die Zuhörer. In der weitoffenen Hölle sah der eine seinen Vater, der andere seine Mutter, der seine Großmutter und der seine Schwester.

„Ihr merkt wohl, meine Brüder“, fuhr der gute Pfarrer Martin fort, „Ihr merkt wohl, daß es nicht mehr so weitergehen kann. Ich bin für die Seelen verantwortlich, und ich will... ich will euch vor dem Abgrund retten, in den ihr alle — ihr seid auf dem besten Weg dazu — kopfüber stürzen werdet. Morgen gehe ich ans Werk, nicht später. An Arbeit wird's nicht fehlen. Und so will ich es anstellen. Damit alles gut wird, muß man es nach einem Plan tun. Wir gehen der Reihe nach wie in Jonquieres beim Tanz.“

Morgen, Montag, werde ich die alten Männer und Frauen Beicht hören. Das ist nichts.

Dienstag — die Kinder. Das werde ich bald haben.

Mittwoch — die Burschen und Mädchen. Das kann lange gehen.

Donnerstag — die Männer. Wir machen's kurz.
Freitag — die Frauen. Da sage ich: Keine Geschichten!

Samstag — den Müller. Ein Tag für ihn allein ist nicht zu viel.

Und am Sonntag, wenn wir fertig sind, werden wir recht froh sein.

Seht, Kinder, wenn das Getreide reif ist, muß man es schneiden; wenn der Wein abgezapft ist, muß man ihn trinken. Es ist genug schmutzige Wäsche da; es geht nur drum, sie zu waschen, und zwar gehörig.

Diese Gnade wünsche ich euch! Amen!"

Gesagt, getan. Man laugte die Wäsche.

Seit diesem denkwürdigen Sonntag atmet man den Duft der Tugenden von Cucugnan zehn Meilen im Umkreis.

Und der gute Pfarrer Martin, glücklich und voll des Jubels, träumte neulich in der Nacht, er steige, begleitet von seiner ganzen Herde, in glänzendem Beterzuge, inmitten brennender Kerzen, einer duftenden Weihrauchwolke und „Großer Gott“ singender Chorknaben, den erleuchteten Weg hinan zur Gottesstadt.

Das ist die Geschichte vom Pfarrer von Cucugnan, so wie, sie euch zu erzählen, mir aufgetragen hat dieser Strolch von einem Roumanille, der sie selber von einem andern guten Freund her hatte.

Übertragen von E. Holz

Lächeln über Gräbern

„Allhier in diesem stillen Grab
Liegt Heinrich Dorsch, ein ächter Schwab.
Hat er erlangt das Himmelreich,
So war's sein bester Schwabensreich.“

Epigramm in Schillers Heimatsfriedhof

„Hier starb Jacob Lamm
Durch einen Sturz vom Stamm.
Eigentlich hieß er Leim,
Aber das ging nicht wegen dem Keim.“

An der Alpspitze, Oberbayern

„Hier liegen begraben,
Vom Blitze erschlagen,
Drei Schaf, a Kalb und a Bua.
Herr, gib ihnen die ewige Ruah!“

Dingtal, Tirol

„Hier liegt in stiller Ruh,
Zerdrückt von seiner Ruh,
Franz Xaver Maier.
Hier ersehe jedermann,
wie kurios man sterben kann!“

Friedhof bei Tölz

„Hier fiel Jakob Hosenknoß vom Hausdach
in die Ewigkeit.“

Zirl bei Innsbruck

Noch vier originelle Marterlinschriften:

„Wandrer, stehe still und weine
Vor diesem Leichensteine!
Hier liegen meine Gebeine;
Ich wollt', es wären deine!“

„Hier ruht der Peter Späni,
Hinterlassen hat er wani:
A Bierkrügl und a Krutzifix,
Sunst nix!“

„Dieses Kreuz ist aufgerichtet
Zu Ehren des Herrn Jesus Christ,
Der für uns gekreuzigt ist
Von den Bauern dieser Gemeinde.“

Wenn ihr mich (möglichst spät) begrabt,
Sollt ihr auf meinem Grabstein lesen:
Er hat im Leben Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nicht gewesen.

Grabstein in Rissingen

„Steh, Wandrer, still, schau eines Mannes Schmer-
Zier schläft mein Weib so sanft und gut; Len
Jetzt liegt der Stein auf ihrem Herzen,
Der lang auf meinem hat geruht.“

Friedhof im Salzburgischen

„Der Weg in die Ewigkeit ist doch gar nicht weit.
Um 7 Uhr fuhr er fort, um 10 Uhr war er dort.“

Kirchhof zu Lenggries

(Der Fuhrmann verunglückte tödlich mit seinem Fahrzeug.)

